

S' 3451

152



Der weiße Adler

Ein Kulturbild aus der Ostmark

Von E. Grabowski.



Phönix-Verlag
Rattowiz · Leipzig



SL 1162e



A3.04.2000

Alle Rechte vorbehalten.



Hz 20209
4000534

53451

161 -
Druck von G. Siwinna, Rattowig.

Herrn Max Kreher
in
aufrichtiger Wertschätzung
zugeeignet.

Inhalt.



Seite

Der weiße Adler 1—71

Ein Kulturbild aus der Ostmark.

Im Morgenrot 73—127

Erzählung aus dem Grubenleben Oberschlesiens.



Geleitwort.

Oberschlesien, das Land des Kohlenstaubes und des Hüttenrauches, der harten Arbeit und des sauren Schweißes, findet außerhalb seiner Grenzen immer noch nicht die Würdigung, die es verdient.

Kolossale Werte an Intelligenz, Kapital und roher Kraft, werden hier täglich umgesetzt. Tausend und Abertausende von Menschen jeglichen Standes, finden hier ein reiches Arbeitsfeld; und viele Fremde aus aller Herren Länder strömen hier zusammen, um im gemeinsamen Schaffen geistige Befriedigung und klingenden Lohn zu finden.

Aber nicht nur die wirtschaftlichen Werte dieses Stückchen Landes verdienen Beachtung — auch der Naturfreund findet abseits vom Hüttenrauch so manches reizvolles Fleckchen Erde, das, wenn auch nicht pädend, so doch recht anmutig und erfrischend wirkt.

Oberschlesiens Wälder haben einen Eichendorf zu Liedern angeregt, die zu den schönsten und unvergänglichsten der deutschen Zunge gehören: „Wer hat Dich du schöner Wald“ und „In einem kühlen Grunde“ um nur die markantesten herauszuheben, sind in den Ratiborer Wäldern entstanden, und noch im hohen Alter hat Eichendorf in der Ferne um seine obereschlesische Heimat getrauert.

Die Waldesherrlichkeit tritt heute in Oberschlesien freilich immer mehr zurück, vor der, alles niederzwingenden Kraft der Industrie; doch bietet es auch heut noch des Interessanten und Bedeutenden genug, um auch sein Plätzchen an der Sonne zu verdienen.

Auch das Volk Oberschlesiens, äußerlich rauh, und hart in seiner Sprache, ist besser als sein Ruf. Manch gute Eigenschaft schlummert in dieser groben Schale, die sich unter Führung geeigneter Intelligenz immer mehr entwickelt.

Land und Leute so zu schildern, wie ich sie, mitten unter ihnen lebend, kennen gelernt habe, habe ich mir zur Aufgabe gemacht, und die beiden Erzählungen sollen eine schlichte Probe davon geben.

Menschen und Verhältnisse wurzeln im Heimatboden; selbst dort, wo anscheinend Partei vorherrscht. Daß diese Partei maßvoll angewendet wurde, davon kann sich jeder selbst überzeugen, der die Akten des Polenprozesses in Beuthen einfieht. An jenen Prozeß lehnt die Erzählung „Der weiße Adler“ an.

„Im Morgenrot“ zeigt die angehende Entwicklung eines Grubenortes aus kleiner Waldkolonie. Dort; wo in Ludwigsglück, der ehemalige Carlschacht gestanden, befindet sich heut eine prächtige Villa mit Wasserleitung und elektrischem Licht. Die Grubeneinrichtungen jener Orte stehen auf der Höhe der Zeit.

Ähnlich sind, gleichsam aus dem Nichts, die meisten großen Grubenorte Oberschlesiens entstanden und immer noch wächst und dehnt sich der Riesenleib der Industrie.

Herrn Max Kreher habe ich dieses Buch gewidmet, der, obgleich seine Wiege nicht in Oberschlesien gestanden hat, doch ein schönes Interesse dafür bekundet. Aber auch allen denen, sei es zugeeignet, die in der Fremde lebend, ein warmes Herz für ihre obererschlesische Heimat bewahrt haben. Möchte es ihnen ein lieber Freund werden und manches Erinnern an die Heimat erwecken.

Die Verfasserin.



Der weiße Adler.



Nach zehnjähriger Abwesenheit der Heimat zu! Herbert Schwarz fühlte sich doch bewegt, als Hüttenrauch und Hochofenlohe, Schwebebahnen und Gruben immer näher rückten und schließlich der Zug den gewaltigen Komplex des obererschlesischen Industriebezirks durchsaufte. Vorbei an Städten und Hüttenدörfern, deren Grenzlينien verwischt durch Schienenwege, Bogenlampen, Fördertürme, Essen und Häuserreihen kaum zu unterscheiden waren. Und über dem gewaltigen Ganzen wälzten sich dicke Rauchwolken und Feuersäulen gegen einen Himmel, dem selbst die Majestät der Sonne nicht zum vollen Recht verhalf. Der sein Antlitz in finsternen Hüttenteichen und verrußten Fenstern roher Ziegelsbauten badete. Und zwischen den gigantischen Werken der menschlichen Kraft und des menschlichen Geistes, das Heer schweißtriefender Arbeiter; die ihr Brot von Erz und Steinen fordern, weil der dürre Mutterboden keines für sie hat. — Das ist die Heimat! Trübe, grau, verrußt. Und doch — Herberts Brust weitete sich — beherrscht von deutschem Geist, deutscher Energie und deutscher Poesie.

Ja auch die Poesie schlingt ihre Ranken um die zermühlte Erde. Die deutsche, helläugige Poesie. Sie bringt Licht und Frohsinn in die Finsternis; und Versöhnung.

„Glück auf mein schlesisch Oberland.“

Unwillkürlich sumimte der junge Mann die Verse des früh verstorbenen, heimatlichen Dichters Regel vor sich hin.

Immer weiter raste der Zug. Vorüber an den Stätten harter Arbeit und Mühseligkeit; vorüber an den Stätten der Geld- und Geistesmacht. Wie waren hier alle Kräfte verbunden um der unfreundlichen Erde die Schätze zu rauben, die sie, einem echten Geizhals gleich, unter den Lumpen und Fetzen armseliger Vegetation verbarg.

Dünnere wurden die Rauchmassen, seltener die Essenfeuer. Die Ortschaften gliederten sich, die zermühlte Erde trat zurück, vor moosigem Grunde, aus welchem Bäume hoch und stolz zum Himmel ragten.

Der Zug hatte das Waldgebiet erreicht. Auf einer Zwischenstation stiegen zwei Herren ein. Schlanke, blasser Herren mit schmalen Gesichtern und schwarzen, unruhig blickenden Augen. Der jüngere trug kostbare Ringe und Hemdenadeln. Er war elegant gekleidet und fiel besonders durch die Art auf, wie seine Augen hin- und herlichterten. Nie gerade aus, immer rechts und links am Ziel vorüber. Die Herren kamen von Galizien. Sie waren sehr lebhaft und sprachen interessiert — polnisch. Einzelne Worte und Sätze verstand Herbert, der die Sprache aus seiner Kinderzeit kannte. Es wurde viel von Sokols und den Wahlen gesprochen, auch Beuthen und den Namen seines Vaters nannten sie. Dann sprachen sie plötzlich leiser. Sein Interesse mochte ihnen aufgefallen sein. Der Pole mit den Ringen musterte ihn ein paarmal von der Seite mit einem scheuen, stechenden Blick. Dann tuschelte er wieder dem anderen etwas zu. Einmal lachte der junge Herr grell auf. Es war das häßliche Lachen des durch Frauengunst verwöhnten Mannes. Dabei fuhren seine schlanken, wohlgepflegten Finger durch seinen dunklen Bart, der so gehalten war, daß er sein Gesicht mit der Glorie eines modernen Christus umgab.

Nur dieses Lachen! Dieses fatale Lachen! Es stand im Widerspruch mit der Duldermiene, die er, aus Gott weiß welchem Grunde in seine Züge zu legen verstand.

„Und Sie haben sich tatsächlich mit ihr verlobt?“ hörte er den andern fragen. — „Im ja — ich meine, es lohnt sich!“ war die Antwort, dazu die Gebärde des Geldzählens.

In diesem Augenblicke hielt der Zug; die Herren stiegen aus. Herbert sah, daß die beiden in der Gegend nicht fremd waren, sie wurden höflich vom Bahnpersonal begrüßt. Respektspersonen — dachte Herbert, während der Zug weiterfuhr. Die nächste Station war sein Ziel. Sie war sehr klein und lag ganz im Walde. Wären die blanken Schienenwege und die Stationsgebäude nicht gewesen, so hätte man sich mit wenig Phantasie ganz gut in Urwaldzeiten versetzen können. So weltabgeschlossen, so still und feierlich, frisch und erquickend stand hier der Wald. Der Baumstand viel mit Laub durchsetzt, umsäumte dicht den Bahndamm und verschloß rundum jeden Ausblick.

In der Türe des Stationsgebäudes lehnte müßig der diensttuende Beamte und schaute neugierig dem einzigen Fahrgast nach, der, den Gepäckträger rufend, hier anscheinend recht gut Bescheid wußte, trotzdem er von niemanden gekannt war.

„Die Britschka vom reichen Schwarz hält hinten“, sagte der hinzutretende Assistent. „Ah, ich glaube, der Sohn wird erwartet. Schneidiger Kerl!“

Indessen suchte Herbert seinen Wagen auf. Er stutzte — die alte Britschka — schon vor zehn Jahren nicht mehr respektabel! Ja, ja, daran erkannte er seinen Vater. Sparen, sparen und noch einmal sparen! Und auf dem Bod? Wahrhaftig Jaschu. „Noch immer mobil?“ rief er den wohlbekannten alten Rutscher an.

Ueber das flache Gesicht des Deutschpolen ging ein freudiges Grinsen. „Zu Befehl, Herr!“ antwortete er, mit militärischem Gruß die Hand an die Mütze legend. Sie stammte noch aus seiner Dienstzeit, obwohl die sehr weit hinter ihm lag. „Und wie gehts zu Hause,“ fragte Herbert sich zurechtlegend.

„Na, halt so,“ — gab Jaschu zur Antwort. Was die Fräul’n is’ die is’ gesund; nur der Herr — der hats halt alleweil hier und hier.“

Er zeigte nach den Beinen und nach dem Herzen. Mit einem „Hi — hott!“ lenkte er den Wagen auf den breiten Waldweg. Die wohlgenährten, runden, kurzen Pferde zogen an und die Räder gruben sich in weiches Moos.

Heimliche Stille rundum. Herbert steckte sich eine Zigarre an und überließ sich seinen Gedanken. Er suchte sich die Heimat, das Vaterhaus vorzustellen, wie er es vor zehn Jahren verlassen. Schon damals war der Vater nicht gesund. Die Lähmung der Beine und daneben das Herzleiden. — Nur der Egoismus der Jugend hatte ihn das vergessen lassen. Aber mit der heimatischen Luft kam auch allerhand neues Empfinden. Die Sorge packte ihn und unheilvolle Möglichkeiten tauchten in seinem Geiste auf.

Der Wagen fuhr langsam. Zu langsam für seine plötzlich erwachte Ungebuld. So ist der Mensch! Zehn Jahre hatte er in der Fremde gelebt ohne Sehnsucht nach den Seinen zu empfinden, und nun nur noch Stunden ihn vom Vaterhause trennten, wuchs und wuchs die Unruhe ins Unerträgliche.

Er spornte Jaschu zur Eile an — ohne mit dem poladischen Wahrspruch „po mali“ (langsam) zu rechnen. Selbst das in Aussicht gestellte, reiche Trinkgeld feuerte Jaschu nicht im geringsten an. Die Pferde gingen ihren Trab weiter. Lautlos rollten die Räder über Gras und Blumen, nur in den Achsen ein leises Quietschen. Und in der goldig grünen Dämmerung überall ein sorgloses Kriechen und Wiegen, Flattern und Huschen, winziger ungezählter Leben, die hier ihr wonniges Dasein führten. Auf einem Baumstamm in possierlicher Stellung ein Eichkätzchen. Behende floh es vor dem Wagen am glatten Stamme einer Buche auf; neckisch von einem starken Ast herniederlugend.

Und diese kleine Episode hob eine Flut vergangener Bilder aus dem Grau der Vergessenheit. Glückliche Knabenzeit mit deiner ungeschulten Phantasie — der jedes tote Bruchfeld ein Germanengrab war, jede Schlackenhalde eine alte Burg. Die

im versteckten Waldesgrund, die Siegfriedquelle fand, und unter uralten Eichen die Spuren deutscher Göttersitze. Glückliche Zeit! Noch heut strahlt dein warmes Licht dem Manne in die Seele. Noch heut empfindet er das wohlige Gruseln eingebildeter Gefahren. Jede dunkle Grubeneinfahrt, jede ferne Hüttenlohe, jedes unverständene Flüstern und Raunen der Natur spannte die Sehnen des Knaben, und weckte seine Kampfeslust bis im hereinbrechenden Dunkel der Schrei eines Hirschcs, das Rascheln durrer Blätter, den Helden — zitternd heimjagte. Selige Zeiten — unwiederbringlich verloren. Wenn nicht etwa in den eigenen Kindern — — na ja, ich werde mich ja doch auf den Lebenszweck der Menschheit besinnen müssen. Schon um des lieben Mammons willen, der doch der Art erhalten bleiben soll nach Brauch und Herkommen.

Lächelnd schaute er in das grüne Laubdach über sich und saugte an seiner Zigarre. Jede Minute rollte ein Stück altes Leben vor ihm auf. Dort die Wiese auf der er mit Helene herumgetollt — die Hollerbüsche, im Blüten schmuck wie immer; die Kiefer mit dem verwaschenen Christusbilde, das Läuten der Ruhglocken, das aus dem Walde drang. — Durch die Bäume sah er das gescheckte Vieh des Försters — genau wie früher; und der barfüßige Hirtenjunge gröhlte seinen Frohsinn genau so disharmonisch in die Welt. Hinter den Bäumen schimmerte es hell — das Dorf war erreicht. Ein stilles, totes, armes Dorf. Die Sonne brannte auf graue Schindeldächer, hob faule Dünste aus schlecht gepflegten Straßen, aus Pfügen und Gräben und weckte tausendfaches, lästiges Kleinleben, dessen Daseinszweck niemand kannte. Auf den Straßen tummelte sich Borsten- und Federvieh, Hunde und Kinder im bunten Durcheinander. Die Kinder sehr schlecht gekleidet, oft nur mit einem Hemdchen, dessen Ursprungsfarbe unergründlich war. Sie rotteten sich zusammen und liefen hinter dem Wagen her; wie Zigeuner, schreiend und lärmend.

Jaschu ließ seine lange Peitsche über ihren Köpfen spielen — lachend stoben sie auseinander und fingen ihr Laufen von

neuem an, bis der Wagen in eine Baumallee bog, die in einen schattigen Park mündete, durch dessen Grün die weißen Mauern eines Herrenhäuschens schimmerten. Ein schlichter Bau, aus der Zeit stammend, da sich die Hüttenindustrie in Oberschlesien zu beleben begann.

Auf der Parkseite zeigte er einen runden Anbau neueren Datums mit hohen Fenstern und breiter Rolltür, die zurückgeschoben einen weiten Saal zeigte. Viele Sessel und Tische standen in bunter Wahl umher. Ein Klavier, ein Bücherschrank, an den Wänden die Bildnisse berühmter deutscher Männer; weißgeschauerte Dielen, nur mit Läufern belegt. Anheimelnde Einfachheit, die durchaus nicht auf den großen Reichtum seines Besitzers schließen ließ. Und doch war Schwarz, im Volksmunde der reiche Schwarz, Hütten- und Großgrundbesitzer; aber er hatte infolge seiner geschwächten Gesundheit alles verpachtet und sich hier in den äußersten Winkel der Monarchie zurückgezogen. Eine Sägemühle, einen großen Holzplatz und ein daranstoßendes Vorwerk, etwa eine Stunde vom Herrenhaus entfernt, hatte er zur Selbstbewirtschaftung behalten, da er ganz ohne Tätigkeit nicht leben konnte. Er hatte dem Vorwerk einen Verwalter gegeben und fuhr selbst einige Male in der Woche hinaus. Sein Haushalt war klein, seine Devise — Bedürfnislosigkeit. Aus einfachen Verhältnissen stammend, hatte er auch eine einfache Lebensweise beibehalten. „Wer entbehren kann, bleibt frei“, war einer seiner Grundsätze, nach denen er sein Leben regelte. Frühzeitig Witwer geworden, lebte er nur mit seiner Pflegetochter und der allernötigsten Dienerschaft. Den einzigen Sohn Herbert hatte er dem Offizierstande bestimmt. Aber dessen schwache Gesundheit machte ihn militärfrei. Herbert studierte Medizin — dann Landwirtschaft. — Viele Jahre brachte er im Süden zu. So kam es, daß er der Heimat vergaß — bis der Vater ihn rief.

Der alte Mann — weit über seine Jahre alt, saß in seinem Rollstuhl, nahe der Tür. Hier konnte er den breiten Weg überblicken, der in einer scharfen Kurve um einige Blumenbeete

herum nach der Vorderfront des Schloßchens führte. Während seine Finger nervös auf der Lehne seines Fahrstuhls trommelten, horchte er hinaus in den Garten; hielt den sonnigen Kiesweg fest im Auge. In seinem Geiste kreiste immer dieselbe Frage: „Wie wird er heimkehren?“ Schwarz kannte die Welt und ihre Tödungen recht gut und hatte den Sohn nicht ohne Unruhe ziehen lassen, sich schließlich aber beruhigt. „Wenn er nicht schwimmen lernt und untergeht, hat die Welt an ihm nichts verloren.“ Auch ein Grundsatz, den das Leben in ihm großgezogen! Endlich aber hatte doch das Herz die Oberhand — er sehnte sich nach dem Sohne — oder waren es Todesahnungen?

Im Hofe schlugen die Hunde an, Rufen und Räderknirschen auf scharfem Kies ließ sich hören — die alte Wirtschafterin kam atemlos gelaufen. Hochrot im Gesicht, rief sie in freudiger Erregung: „Er ist da — Herbertel — unser junger Herr ist da!“

Da ging ein Judeu durch das verwitterte Gesicht des kranken Mannes, wie ein Blitzstrahl über dunkle Wolkenwände. „Mein Sohn“, murmelte er vor sich hin und zwang sich gewaltsam zur Ruhe. „Hart sein,“ das war aber heute nicht möglich. Wie Hagelschauer durchrüttelte es ihn, als er die elastischen Schritte des Sohnes hörte, als seine Gestalt, breit und kernig, in der Tür erschien. Die Muskeln des wellen Gesichtes arbeiteten gewaltig — weit öffneten sich seine Arme dem Sohne.

Stumm lagen die beiden, Herz an Herz. Losgelöst für Sekunden von aller Gemeinschaft mit der Welt. Der Vater fand sich zuerst wieder. „Laß Dich anschauen, Junge!“ Seine kleinen, grauen Augen weideten sich an der prächtigen Gestalt des Heimgekehrten. Da war keine Spur von der kränklichen Blässe und Engbrüstigkeit des Jünglings, der mit Todesahnungen in die Welt gezogen war. Hoch von Wuchs, breitschultrig, stolz in Blick und Haltung — welch prächtiger Offizier war er geworden. Wehmütig sich dieses gescheiterten Wunsches erinnernd, jagte er mit stillem Lächeln: „Braun bist Du geworden, als kämst Du von Feldübungen.“

Herbert zog sich lachend einen Sessel herbei. „Tropensonne und gesunder Sport tun's auch“, meinte er leichtsin.

„Ich freue mich, Dich so zu sehen.“ Schwarz gab damit seiner geheimen Sorge Ausdruck. Herbert verstand den Vater. Ein flüchtiges Rot zeigte sich auf seiner freien Stirn. Ein blitzschnelles Erinnern an die Brausejahre seiner Jugend. Da gab es manches, was der reifere Mann gern vergaß. Aber Gott sei Dank, wenn er auch nicht mit toten Sinnen durch die Welt gegangen war, im müßigen Schlemmerleben hatte er sich nicht vergeudet. Arbeit, neben den Genuß gestellt, hatte ihn geschützt vor Erschlaffung des Willens und der Sinne.

„Weißt Du, Vater — es lebt so was von einem Geizhals in mir. Ich habe mich nie so ganz ausgegeben“, sagte er mit leichtem Humor.

„Ja, ich freue mich“, erwiderte Schwarz, dem Sohne die Hand drückend, als wolle er ihm dafür danken, daß er seine Hoffnungen nicht enttäuscht hatte. „Du kommst zur rechten Zeit — mit mir ist Matthäi am letzten!“

„Ach, rede nicht,“ wehrte er den beabsichtigten Einwurf — „ich weiß das nur zu genau; die Maschine ist verbraucht, gehört zum alten Eisen.“

Darauf erwiderte Herbert nichts. Er kannte den Vater und wußte, daß er sich auch der bittersten Wahrheit nicht verschloß. Auch sagte ihm sein aufmerksamer Blick, daß der Vater über seine Zeit hinaus verfallen war. Der wuchtige Kopf mit dem steifen, kurzen Haar, war der eines Greises. Ganz sachte bohrte es in ihm: „Du hättest den alten Mann nicht so lange allein lassen sollen“.

„Willst Du nicht Helene begrüßen?“ fragte Schwarz jetzt — „sie wird in der Küche oder im Garten sein.“

„Ach ja — Helene“! Er gestand es sich nicht ohne Beschämung, daß er die ganze Zeit nicht an sie gedacht hatte.

Mit plötzlich erwachter Neugier trat Herbert hinaus in den sonnigen Garten. Er schaute nach allen Richtungen umher, bis hinunter in den verwilderten Teil des Parkes. Wie sie sich

wohl entwickelt haben wird? dachte er dabei, und ließ in der Erinnerung das scheue Kind lebendig werden, das bei seinem Abschied kaum acht Jahre zählte. Als eine Waise hatte Schwarz sie in sein Haus genommen und nach seinen Grundsätzen erzogen — d. h. so unmodern wie möglich.

Zehn Jahre bedeuten etwas im Leben des Menschen. Herbert war auf Ueberraschung gefaßt, und staunte schließlich doch, wie sie so plötzlich vor ihm stand.

Im schlichten Hauskleide, lose frisiertem Haar, im Gürtel eine Blume, fügte sie sich ungezwungen in den Rahmen ihrer Umgebung.

Ein neugieriger Blick aus hellen Augen traf ihn — „Willkommen in der Heimat“. Eine leichte Verlegenheit lag in ihrer ganzen Erscheinung, die ihr etwas Rührendes, Hilfsbedürftiges gab. Sie reichte ihm die Hand zum Gruß — eine kleine, nicht sonderlich gepflegte Hand — braun gebrannt von der Sonne war auch Hals und Gesicht.

„Du gehst wohl immer ohne Hut und Schirm“. Das war nicht gerade geistreich, hatte sich ihm aber unbewußt auf die Lippen gedrängt. Sie wurde rot und wollte ihm ihre Hand entziehen; er aber gab sie nicht frei. Seine Blicke saugten sich förmlich in ihr Gesicht, ihre schlanke, anmutige Gestalt. „Du bist hübsch geworden“, sagte er endlich.

Das Rot ihrer Wangen vertiefte sich. „Ich freue mich, daß Du wieder da bist“, sagte sie. Dabei huschten ihre Blicke scheu und flüchtig über ihn hin. Und da zog es ihn zu ihr wie früher, wenn sich das erschreckte, furchtsame Kind schüßend in seine Arme flüchtete. — Er bog sich zu ihr hinab, legte den Arm um ihre Gestalt und zog sie an sich, um sie zu küssen. „Nicht doch!“ Erschrocken, verwirrt entwand sie sich ihm und lief davon wie ein verschuchtes Reh.

Er sah ihr verwundert nach.

„So spröde — oder so kokett?“ fragte er sich. Dann lachte er kurz vor sich hin und suchte seine Zimmer auf.

*

*

*

Im Park fand sich ein hübsches Plätzchen, auf künstlicher Hügelung. Eine knorrige, prächtige Eiche breitete ihre Zweige weit darüber aus. Sie hieß im Volksmunde die Friedens-eiche und sollte aus der Zeit der Freiheitskriege stammen. Schwarz liebte diesen Platz, dessen weite Rundsicht eine geistige Verbindung mit der Außenwelt für ihn herstellte. Man sah hier weit ins Land hinein — nach Rußland, Oesterreich; sah Städte, Dörfer, Wälder; sah in das oberschlesische Industriegebiet, über das beständig schwarze und vom Feuer der Essen rot durchglühte Rauchmassen hingen. Trotz der Entfernung fühlte man das heiße, zuckende, schaffende Leben der gewaltigen Arbeitsstätte.

Hier war zu Herberts Ehren die Abendtafel aufgestellt. Ein reichliches Mahl ward aufgetragen, und Herbert freute sich darüber, daß man hier anscheinend gut zu essen verstand. Mit appetitlicher Zierlichkeit war alles hergerichtet, und ein Angriff auf die leckeren Hühner, Krebse, Gemüse usw. bestätigte seine Erwartungen glänzend. Er glaubte um so weniger fehl zu gehen, wenn er in Helene die Ursache dieses angenehmen Umstandes erblickte, als er aus früheren Jahren noch recht gut die sehr derbe Hausmannskost im Gedächtnis hatte. Ja, er hatte mit einem geheimen Bangen der heimatischen Küche gedacht.

„Eine gute Kost hält Leib und Seele zusammen.“ Er machte Helene seine aufrichtigen Komplimente. Sie nahm sie mit bescheidenem Stolz auf; wie eine Hausfrau, die in der Erfüllung häuslicher Pflichten ihr Vergnügen findet.

Schwarz schien unruhig — er sah öfter den breiten Weg hinab, der nach dem Dorfe führte.

„Poschufinski“, sagte er endlich, „ich weiß nicht, wo der heute bleibt!“ Und wieder der suchende, ungeduldige Blick.

War es Zufall, daß Helene plötzlich rot wurde bis an das blonde Haar?

Wie in abwehrender Verlegenheit reichte sie Herbert die Schüssel mit dem Wildschweinernen. Er vergaß das Zulangen,

seine Augen bohrten sich in ihr Gesicht — sie senkte die Lider und ihre Hände zitterten.

„Wer ist Boschufinski?“ fragte er, Helene die Fleischschüssel endlich abnehmend.

„Mein Verwalter vom Vorwerk“, erklärte Schwarz. Seine Stimme klang verärgert.

„So, Dein Verwalter?“ Herbert sah nachdenklich auf seinen Teller.

„Du ißt ja nicht,“ ermahnte ihr Helene. „Schmeckt es Dir nicht?“

„O, vorzüglich. Ich glaube, so gut kennt man es nur hier in der Heimat“.

„Ja und es ist so schön mürbe. Macht dem Gaumen keine Mühe“ setzte Schwarz hinzu. Helene freute sich über das beiderseitige Lob. „Und so ein guter Herausreißer“, sagte sie eifrig. „Man kann es monatelang fertig zum Gebrauche aufheben. Das ist für uns Landbewohner sehr wichtig.“

Herbert bat scherzend um das Rezept.

„Zu Deiner Hochzeit“, neckte ihn Helene. Der alte Schwarz sah lächelnd von einem zum andern, nickte zufrieden vor sich hin, zog seine Uhr und sagte resigniert:

„Schon acht — da kommt er heut nicht mehr.“

So ging die Unterhaltung einsilbig und gleichgültig ihre Bahnen. Es fehlte noch das Band gemeinsamer Interessen. Jeder hatte in einer anderen Geisteswelt gelebt; denn auch Schwarz und Helene standen sich innerlich nur begrenzt nahe. Schwarz verstand die Jugend nicht mehr. Ein drückendes, schweres Leben hatte die seinige verkümmert. Er sah nicht gern zurück auf die Jahre, die hinter ihm lagen. Wohl hatten sie ihm viel Erfolg, aber auch viel Leid gebracht. Helene wieder begriff das rastlose Schaffen ihres Pflegevaters nicht. Er war doch reich —! Ihr fehlte das Verständnis für die Mannesnatur, die im beschaulichen Dahinleben kein Genüge findet.

Inzwischen war die Sonne untergegangen. Ihr Abschied lag in glühendem Rot über der Welt. Alles grau und alle trüben

Farbentöne schwammen in erborgtem Glanze. Unter der Eiche lag Schatten, von roten Lichtern durchseht. Sie tanzten und flimmerten hier und dort. Auf Helenens Blondhaar, auf dem grauen Scheitel des alten Schwarz, auf dem blinkenden Eßgeschirr, auf Herberts grauem Moderock. Die alte Marianne, die bei Tisch bediente, hatte rotfleckige Hände. Sie schlich still und geräuschlos um den Tisch, wie eine alte, scheue Katze. Und wie eine solche blinzelte sie Herbert aus halb verdeckten Augen an, prüfend, schielend.

„O jemersch!“ dachte sie dabei mit innerlicher Freude. Was ist aus dem kleinen Herbertl geworden!“ Sie war seine Pflegerin gewesen nach dem Tode der Mutter, und mancher Klaps ihrer derben Hand hatte dem wilden Buben Respekt vor ihren pädagogischen Talenten beigebracht. „Wenn ich erst groß bin! Na warte — dann!“ hatte er oft in wildem Troke gedroht. Nun war er groß und hatte sie vergessen. — Das war härter für ihr treues Dienerherz als Schläge, kränkte sie mehr als der wilde Uebermut seiner Knabenjahre. Wohl hatten sie immer auf Kriegsfuß gelebt die beiden — aber schließlich, wenn irgendwo etwas nicht klappte — kam er doch zur alten Marianne. Mit zerrissenen Kleidern, zerschundenem Gesicht — und später in seinen Jünglingsjahren, wenn der Haus Schlüssel im Zimmer des Vaters hing! Die alte Marianne wußte immer Rat. Flickte die Kleider, wusch das Gesicht, öffnete auf der Gartenseite die Fenster und lauerte die ganze Nacht auf ihn mit Kaffee und Abendbrot. Und nun vergessen — rein ausgelöscht aus seinem Denken wie ein Licht!

Empfundener Undank ist der erste Schritt zur Rebellion. Auch in ihrem Kopfe rumorte es. „Ja unser einer! was is man weiter für die Herrenleit? Ein Vieh, ein elendigliches.“ Dabei gingen ihre Augen immer über Herbert hin — dringend, fordernd — bis er sie doch bemerkt. Erst mit flüchtigem, verlorenem Blick, dann — mit einem erstaunten „ich glaube gar, die alte Mariann!“

Ihre Augen glänzten, aller Aufruhr ihrer gekränkten Seele ging unter in den Volkston seiner Worte. Mit untertäniger Freundlichkeit fiel sie vor ihm auf den Boden nieder, umklammerte seine Kniee und küßte die Zipfel seines Rockes. „Du, mein Heiland — mein gütiger! So hat der Herr mich nicht vergessen! O jemersch, so eine Freide! Hab' ich den Herrn doch gehuselt, wie er so groß war.“ Sie zeigte mit den Händen die Größe eines Wickelkindes. „Und eingefungen hab' ich den Häscher, den kleinen. Und nicht vergessen hat mich der Herr — du meine Güte!“

Herbert waren derartige Auftritte immer ein Greuel gewesen; schon in der Kindheit hatte er sie nicht geliebt. Die Fremde aber hatte ihm den letzten Rest von Duldsamkeit dafür geraubt. So schob er denn Marianne ziemlich energisch von sich weg. „Macht keine Faren, Babuschka — ihr wißt, ich mag das nicht. Hier“, — er legte einen Taler in ihre braunen Hände — „trinkt eins auf meine Gesundheit.“

Mit glänzenden Augen nahm sie den Taler. — „Danke tausendmal, und der liebe Herrgott —“

„Na, schon gut, schon gut,“ wehrte Herbert sie im komischen Entsetzen von sich ab.

„Er ist immer noch der Alte“, erzählte Marianne in der Küche dem Jaschu, und zeigte ihm den Taler.

„Das gibt drei Liter vom besten Tichauer“*), meinte Jaschu schmunzelnd und ließ den Taler in die Tasche seines Rockes gleiten. Was mein ist, ist Dein, sie waren zusammen alt geworden, die beiden Leute.

Im Garten stiegen Nebel auf. Schwarz zog sich in sein Zimmer zurück. Herbert und Helene blieben allein. Der Abend war schön und friedlich — so recht ein gottbegnadeter Abend, wie ihn nur der Juni kennt, mit seinen hellen Nächten, seiner Blütenfülle, seiner Lebenskraft. Von den Sümpfen und Wasser-

*) Berühmter schlesischer Korn.

tümpeln kam Froschkonzert. Käfer schwirrten durch die Luft mit grün-goldenen Laternchen — grün-goldene Fünfkchen waren im Grase verstreut, in dem feuchten Gewirr wuchernden Geseus. Eine Nachtigall sang ihr Liedchen, und von fernher kam das Geschrei heimkehrender Stare. Zankend und lärmend fielen sie in die Binsen des Parkteiches. Leben überall, selbst die schmeichelnde Luft schien belebt, die mild und erquickend durch das Weltall floß. Auch Helene empfand die Wollust des Sommerabends. Reize regte sich ihr Blut, es rollte warm durch ihre Adern, in ihre runden Wangen.

Aber in das wonnige Daseinsempfinden drängte sich eine bange, nagende Unruhe, die ihr Herz lebhafter schlagen ließ, ihre Wangen tiefrot färbte. Die Erinnerung an einen Frühlingstag stürmisch und wild. Wie glücklich wähnte sie sich damals, und heute?

Sie schloß die Augen, als könne sie so die Bilder verwischen, die ungerufen immer kamen, wenn die Sonne sich senkte, die lauten Lebensstimmen zum Flüstern wurden, die Seele sich freimachte von Alltagsorgen.

Herbert rauchte behaglich seine Zigarre. Ein Gespräch, das er mit Helene versucht hatte, war an ihrer Einsilbigkeit gescheitert. Hin und wieder flog sein prüfender Blick über ihre lichte Gestalt. „Schön ist sie,“ sagte er sich, „aber schön wie eine Waldblume, die der Sonnenstrahl ohne Wärme küßt; frisch und kühl und auch so verborgen ist ihr Blühen.“ Er dachte es bedauernd. Eigentlich sündhaft, solch herrliche Jugend im Dienste alternder Menschen vertrauern zu lassen. Aus diesem Mitleid heraus fragte er Helene:

„Sehnst Du Dich nicht manchmal weg aus dieser Einsamkeit?“

Sie erschraf, wie eine angerufene Nachtwandlerin, strich mit der Hand leicht über ihr lichtiges Haar und sah ihn verständnislos an.

Er wiederholte seine Frage.

„O — das ist nicht so schlimm, wie Du glaubst,“ sagte sie sich sammelnd. „Da sind Pastors, in M. —“

„Alte Leute,“ fiel er ein.

„Ich bin gerne bei ihnen.“

„Na ja — hin und wieder mag's ja ganz gut sein — im großen ganzen aber gehört Jugend zur Jugend.“

„Die Töchter vom Generaldirektor aus R. sind in meinem Alter. Wir kennen uns vom Pensionat aus und kommen öfter zusammen. Dann —“ sie unterbrach sich plötzlich, „ich fühle mich wirklich nicht einsam. Der Vater, die Wirtschaft, meine Bücher — und in die Stadt komme ich so oft ich Lust habe.“

„Aber Du mußt schließlich doch verkümmern in solch einseitigen Verhältnissen!“ rief Herbert ärgerlich über solch unnatürliche Resignation. „Hast Du denn niemals Sehnsucht nach dem vollen Frohsinn der Jugend? Nach ihren Freuden, ihrem Glück?“ fragte er bewegt. Sie tat ihm bitter leid in diesem Augenblick.

Helene gab nicht gleich Antwort, aber Herbert sah, daß sie bleich geworden war. „Es ist besser, wenn man nichts ersehnt. Wird uns doch oft die Erfüllung unserer Sehnsucht zur Qual,“ sagte sie dann mit seltsam vibrierender Stimme. Es klang wie verhaltenes Weinen durch. Und als wolle sie den Eindruck verwischen, erhob sie sich, reichte ihm die Hand, und wünschte ihm gute Nacht mit dem leicht hingeworfenen Bemerkten: „Es wird spät und wir, hier auf dem Lande, sind gewöhnt, mit den Hühnern aufzufliegen.“

Einen Augenblick ruhte ihre Hand in der seinen. Sie war heiß und fiebernd, wie Herbert mit Erstaunen bemerkte.

Sinnend sah er ihr nach, wie sie den Kiesweg hinabschritt. Nicht hastig, in ruhigen, gleichmäßigen Schritten — sorgsam auf den Saum des Kleides achtend, daß er nicht mit dem taunassen Grase in Berührung komme.

„Wird uns doch oft die Erfüllung unserer Sehnsucht zur Qual.“

Wie sonderbar dies in ihrem Munde geklungen hatte! Sollte sie trotz der Einsamkeit, in der sie lebte, schon ein Schicksal haben? Vielleicht gerade darum? Ihr Wesen war von mühsam beherrschter Schwermut nicht frei, das hatte ihm der Abend gezeigt. Alle Munterkeit, die ihr so gut stand, einen Teil ihres unwiderstehlichen Reizes ausmachte, war darin untergegangen.

Er stand auf und ging nachdenklich in den gewundenen Gartenwegen auf und ab. Immer höher stieg die Nacht, immer tiefer wurde das Schweigen. Selbst die Nachtigall schien ihres Sanges müde, sie schlug nicht mehr.

Die Ruhe fing an ihn zu bedrücken. Der Gegensatz von gestern und heute trat grell vor seine Seele.

Gestern noch Berlin mit seinem Hasten, Drängen, seinem prickelnden Weltstadtreiz; heute? Er wird Zeit brauchen, sich an diesen Wechsel zu gewöhnen. Plötzlich stand er still; gefesselt von einem Bilde, das früher hier nicht zu sehen war. Da hatten dunkle Nadelforsten die Ebene gefüllt, und nur der dunkelrote Dunst, der über ihre Wipfel zog, mahnte an den Industriebezirk, der dahinter lag. In seiner Abwesenheit war der Wald der Art verfallen, und heute lag ein weites, unbebautes Feld vor seinen Blicken. Vielleicht eine junge Kultur, die jede Aussicht freiließ. Und dahinter hob sich dunkel und massig der Gruben- und Hüttenkomplex mit seinen plumpen Bauten, seiner Fülle weißer Bogenlampen. Unzähligen kleinen Monden gleich, die vom Himmel gefallen zur Höhe strebten, schwebten sie über dem Boden, übereinander, nebeneinander, zu Sträußen, Pyramiden geeint. Dazwischen sprühender Funkenregen, zitternd, durcheinander schießend, auf- und niederstrebend im feurigen Reigen. Und Flammenzungen aus dunklen Gichten lodernnd, mit Nordlichtfarben den Himmel schmückend. Ein Nachtbild, gewaltig und packend in seiner Schweigsamkeit.

Herbert fühlte sich seltsam bewegt. Sein eben noch so stark empfundenes „Ich“ mit allen kleinlichen Lebensforderungen, versank vor der Größe gemeinsam schaffender Kraft. Forschung

und Arbeit — sie beherrschten die harte Heimaterde und rangen mit ihr um die sorgsam gehüteten Schätze.

Es war spät, als Herbert am andern Morgen erwachte. Er hatte tief und traumlos geschlafen und mußte sich erst auf die Situation besinnen, in der er sich befand. Die ungewohnte Ruhe brachte ihm bald Klarheit. Kein Laut regte sich ringsum. Er öffnete ein Fenster. So weit sein Blick reichte, Einsamkeit. kaum daß in den fernen Straßen ein Fuhrwerk, ein einsamer Wanderer zu sehen war. Er kleidete sich rasch an. Einen Augenblick suchte er nach dem elektrischen Knopfe, um irgend jemanden vom Hauspersonal zu rufen. Aber selbst diesen kleinen Komfort hatte sein Vater bisher verschmäht. Er entbehrte ihn nicht, denn seine Lebensweise war geregelt wie eine gutgehende Uhr.

So ging denn Herbert hinaus auf die Veranda, die sich auf der Rückseite des Hauses befand. Hier wurde bei gutem Wetter gefrühstückt. Er fand auch heut alles bereit. Aber es war nur für ihn gedeckt. Der Herr war überhaupt noch nicht draußen gewesen, berichtete Marianne, die das Frühstück brachte. Sie ließ es sich nicht nehmen, den jungen Herrn selbst zu bedienen. „Und das Fräulein,“ fragte Herbert, während er ein Ei zerflopfte. „Die Fraisen is’ lange im Dorf — es is doch heute Rochtag.“

„Rochtag!“ fragte Herbert verwundert.

„Nu ja — die Mädels, was dies Jahr aus der Schule sind, lernen beim Fräuln kochen.“

Also philanthropischen Neigungen ging sie in ihrer Einsamkeit nach! Na wenigstens in vernünftiger Weise. Er griff nach seinem Hut, ließ sich von Marianne das Haus beschreiben, in dem Helene ihre Lehrstunden erteilte, und ging ins Dorf.

Er wählte den längeren Weg über die Felder. Arme Felder, Roggen, schütter, kurzhalbig, dünn; Kartoffeln, schon in der Blüte weiß und gelb. Auf einer Wiese wurde Heu gemacht. Ein paar dralle Mädchen und verwiterte Frauen waren bei der Arbeit. Männer fehlten, die waren auf den umliegenden Gruben und Hütten beschäftigt. Glende A uhe grasten an den Felddrainen, und Ziegen. Das alles konnte sein landwirtschaftliches Herz

nicht erwärmen. Mißmutig dachte er an seine nächste Zukunft. Hier in dieser armen Gegend wird er sich nicht sesshaft machen. Nein! Da gabs kein Arbeitsfeld für die ungebrochene Schaffenslust seiner Jahre. Zeit war es wohl, eine Familie zu gründen. Er sehnte sich nach einem Heim. Vielleicht im Siegnitzer Kreise. Da besaß sein Vater ein Rittergut, das freilich jetzt in Pacht gegeben war. Sobald die abgelassen war, würde er das Gut zur Selbstbewirtschaftung übernehmen.

Wenn er sich nicht irrte, mußte das schon im nächsten Jahre möglich sein. Er wollte gleich heut mit dem Vater sprechen.

So kam er ins Dorf. Dasselbe Dorf, durch das ihn gestern sein Weg geführt. Es zeigte sich ebenso schattenlos und langweilig, nur die Kinder liefen nicht in den Straßen herum. Sie hatten sich heut um ein bestimmtes Haus versammelt, das sie neugierig umstanden. So brauchte Herbert keinen Wegweiser, um Helene zu finden.

Sie stand in einer niederen, aber freundlichen Küche am Backtisch, mit aufgesteckten Kleiderärmeln und geröteten Wangen. Um sie herum die lerneifrige Jugend. Ein junges Mädchen mühte sich mit dem Auswalken eines Rodelsteiges ab — Helene gab lächelnd ihre Anweisungen. Herbert, der in der Thür stehend, von niemanden bemerkt wurde, hatte seine herzliche Freude an dem anmutigen Bilde. Die alte Minnezeit stieg vor ihm auf, die Burgfrau in ihrer Kemenate, umgeben von ihren Dienerinnen. Sein fröhlicher Gruß brachte Verwirrung in das Bild. Die Mädchen fuhren auseinander, wie aufgeschreckte Tauben, die den Stößer fürchten. Sie wurden rot und verlegen und deckten ihre Gesichter mit den Schürzen. Aber auch Helene erschraf. Sie riß rasch die Kleiderärmel über ihre nackten Arme. Doch Herbert hatte längst festgestellt, daß sie wunderhübsch waren, rund und weiß, von edlen Formen.

„Ich habe Dich zu Hause vergeblich gesucht, Helene.“

Sie säuberte sich die Hände vom Mehl und flüsterte den Mädchen einiges zu; dann erst wandte sie sich an Herbert.

„Sei so gut und warte draußen,“ beschied sie ihn nach flüchtigem Gruß, und er fügte sich.

Lächelnd gedachte er des gestrigen Abends. Sollte ihn die Juninacht genarrt haben?

Heut glück Helene wieder ganz dem sorgsamen Hausmütterchen. Keine Spur von Sentimentalität lag in ihrem frischen Wesen. Nur mit dem Schirm, ohne Hut kam sie heraus. „Die Mädels sind leicht scheu,“ entschuldigte sie seine Ausweisung aus der Kochstube; dabei nickte sie noch einmal zurück nach dem Hause. Sämtliche Insassen standen vor der Tür und schauten den beiden nach. „Gott, was die schön sind alle zwei,“ rief ein dralles Bergmannsmädel so laut, daß Helene sofort hochrot wurde vor Verlegenheit.

Herbert neckte sie mit ihrem Lehreifer.

„Nicht weit her,“ sagte sie abwehrend. Wenigstens nicht meinem Kopfe entsprungen. Wir Frauen und Mädchen sind direkt dazu aufgefördert worden. Pastor Lange sieht darin die kräftige Propaganda für das Deutschtum in der Familie. Mach kein so verwundertes Gesicht. Es ist leider nötig. Bist Du erst länger hier, wirst Du's schon selbst merken. Hekereien und kein Ende. Die Zechen zahlt meistens das Volk. Aber das gleicht leider einer Hammelherde, die hinter dem Futternapfe hergeht.“

Sie sah ernst vor sich hin. Auch Herbert war nachdenklich geworden. Er entsann sich einzelner kritischer Zeitungsberichte über die politisch zugespitzten Verhältnisse seiner Heimat. Das Gespräch der beiden Polen, seiner Reisegefährten, fiel ihm ein. Er hatte die Stichworte, die hier gefallen, gestern nicht sehr hoch bewertet; heut gaben sie ihm zu denken.

„Wie stellt sich der Vater dazu?“

„Gibt es da überhaupt eine Frage? Doch da kommt er selbst.“ „Hü-He!“ rief sie, mit dem Schirme der gelben Britschka entgegenwinkend, die langsam näher kam.

Schwarz ließ halten. Er sah grau und übernächtig aus. Auf Herberts besorgte Frage brummte er etwas vor sich hin,

es war leicht zu merken, er war lieber nicht an sein Leiden erinnert.

„Ich fahr' auf's Vorwerk — kommt mit!“ — Er sah fragend von einem zum andern. Helene schien verlegen. „Laß Dich nicht stören,“ sagte sie nach kurzer Ueberlegung zu Herbert.

„Na nu!“ meinte Schwarz erstaunt. „Was soll denn das heißen? Es ist mir schon neulich aufgefallen, daß Du Sperenzchen machst, wenns da hinausgeht.“

„Ich — ich.“ Helene war glühend rot geworden. Herbert sah sie prüfend an; sie wandte sich rasch ab und suchte nach einer Ausrede: „Die alte Michaleken, Vater“ — wie erlöst atmete sie auf — „weißt Du, ich muß doch einmal wieder hin. Die Frau liegt noch immer in ihrem Elend.“

„Na, wie Du willst,“ entgegnete Schwarz nicht ganz zufrieden. „Soll ich Sidi grüßen?“

„Nein Papa!“ Das klang hart. Fast feindselig. „Laß Dich nicht abhalten, Herbert,“ bat sie diesem zunichtend; Du kannst da eine interessante Bekanntschaft machen.

Schwarz brummte etwas von Aprilwetter und Weiberlaunen — während Herbert aufstieg. „Wer ist Sidi?“ fragte er, als sich der Wagen wieder in Bewegung setzte.

„Die Schwester meines Verwalters!“

„Ach so.“ Herberts Interesse war erkaltet. Irgend eine langweilige Wirtschaftsmamsell, dachte er.

Langsam fuhren sie die ungepflegte Straße entlang durch einige langweilige Gegend. Waldungen und dürre Felder, zerstreute Gehöfte. Nach Polen hinüber weitete sich der Blick. Viel war da auch nicht zu sehen. Wiesenland, nur an den Ufern der Przemsza saftig und grün. Die Luft war rein, und je näher sie ihrem Ziele kamen, je kräftiger durchseht mit dem eigenthümlichen Duft geschlagener Hölzer. Und dann hielten sie vor den Mengen aufgestapelter Waldeisriesen. Eichen mit ihrer Herbstzeit, die geschälten Stämme noch voll Saft, Tannen mit reichem Harzgeruch. Mächtige Stämme, hart und gesund. Auf langen Stangen zum Trocknen gehängt — die kostbare Eichenrinde,

die nach Oesterreich und Ungarn ging. Eisenbahnwagen, auf totem Gleis zur Verladung der Hölzer und Bretter bereit stehend. Und zwischen den Hölzern freudiges Grünen und Blühen von stolzen Königsferzen, rosa Wicken, Fingerhut und vielen anderen bis hinab zum zarten Hungerblümchen, das noch auf der Grenze der Vegetation gedeiht — just als lebten sie alle vom Herzblut der gefallenen Größen. Die Sägemühle sang dazu ihre Weisen. Rinder, Ziegen hütend, gröhlten ihre Lust aus vollen Lungen, in den melancholischen Weisen slavischer Volkslieder.

Als der Wagen sichtbar wurde, schwiegen sie — stellten sich wie Rekruten auf und machten neugierige Augen. Schwarz ließ langsam fahren. Es war viel neues Holz angefahren. Aus Rußland und Galizien. Er nickte oft vor sich hin und berechnete den möglichen Gewinn.

Sie kamen an das Vorwerk. Ein kleiner Hof mit geringem Viehstand. An das Viereck der Wirtschaftsgebäude schloß sich ein Parterregebäude mit tief herabhängenden Satteldach von Schindeln. Ein Haus aus polnischer Großmachtszeit, wie es in Oberschlesien immer seltener wird. Vier hohe Pappeln standen gleich ernstesten Lauspaten vor dem Hause. Sie stammten aus derselben Zeit, und bildeten samt dem Hause, die Reste eines polnischen ehemaligen Edelsizes. In dem laubenartigen, überdachten Gange, der den Eingang des Hauses von der Straße abschloß, erschien ein Mann von tadelloser Eleganz, groß, schlank, bleich, ein Leidenszug in dem schmalen Gesicht, ein unruhiger, suchender Ausdruck in den runden schwarzen Augen.

Er kam rasch näher — hob die reich beringte weiße Hand zum Gruße und — stutzte. Auch Herbert war überrascht. Ein Kreuzfeuer zweier Augenpaare; dort ein schielendes Prüfen — hier Staunen, Verwunderung. „Mein Reisegefährte,“ dachte jeder, während Schwarz die Herren mit einander bekannt machte.

„Boşukinski, mein Verwalter — mein Sohn Herbert.“ Gleichzeitige Verbeugung der beiden, gleichzeitige Abneigung in den raschen Blicken.



„Was macht Fräulein Helene?“ fragte Poschufinski, sich an den Wagen lehrend. Herbert berührte die Frage unangenehm. Ihm schien die bloße Erwähnung Helenens in diesem Munde Beleidigung. Das zynische Lachen im Auge, die Geberde des Geldzählens in Verbindung seiner Mitteilung über seine Verlobung, fielen ihm plötzlich ein und machten ihm den Polen doppelt widertwärtig. Er bedauerte die Braut, ohne sie zu kennen.

Sein Vater schien ganz unbefangen. „Ich habe Sie gestern vergeblich erwartet?“ fragte er ihn.

Mit einem Seitenblick auf Herbert sagte der Verwalter: „Ich war in Galizien.“

„Ah — wozu“, fragte Schwarz verwundert.

„Die Ernte — wir brauchen Arbeiter.“

„Ja, gibt es denn nicht Leute genug im Dorfe und auf dem Vorwerk?“

Poschufinski vermied es, seinem Chef in die Augen zu sehen. Rechts und links wanderten seine Blicke an ihm vorüber, wie schlecht abgeschossene Pfeile. „Die Leute wollen nicht mehr bei deutschen Grundherren arbeiten.“

„Aber nach Sachsen rennen sie in hellen Haufen,“ fuhr Schwarz auf.

Poschufinski zuckte die Achseln. Herbert glaubte ein höhnisches Zucken um den weibischen Mund des Verwalters zu sehen. Es stieg heiß in ihm auf.

Schwarz nagte an seiner Unterlippe. Ein Zeichen hochgradiger Verstimmung. „Und was ist mit Goldberg?“ fragte er nach einer kleinen Weile.

„Er hat gekauft — verlangt aber ein längeres Ziel.“

„Was soll das wieder heißen! Ich mache prinzipiell nur Kassagegeschäfte. Wer damit nicht einverstanden ist, mag sich wo anders hinwenden. Ich warte auf so faule Kunden nicht.“

Poschufinski behielt seine Ruhe. Das fatale Lächeln spielte noch immer um seinen Mund. Er zog die Enden seines Bartes durch die Finger — die Ringe glitzerten prahlerisch — besah seine Stiefel vom feinsten russischen Lack — sah fuchsartig zu Herbert

hinüber, und suchte es Schwarz mit einem großen Redefluß begreiflich zu machen, daß derartige Prinzipien für die neue Zeit unpraktisch seien: „Trautwein habe auch noch nicht gezahlt.“

„Trautwein?“ Schwarz glaubte nicht recht zu verstehen. Er hatte mit dem gemüthlichen Wiener schon ein Vierteljahrhundert nach seinen Prinzipien geschäftlich verkehrt. Er wurde nachdenklich. Einmal glitten seine Augen prüfend über das Gesicht seines Verwalters, als zöge eine unruhige Mahnung durch seine Seele.

„Wie kommt es, daß Trautwein nicht zahlt?“ fragte er dann mit ungewohnter Schärfe.

Wieder das Achselzucken. Herbert war die Art dieses Mannes höchst zuwider. — Der war sein Freund nicht, dachte er, vom Wagen absteigend und zwischen den Hölzern herumkriechend. Er mochte das Rake- und Mausspiel zwischen dem Polen und seinem Vater nicht mehr mit ansehen. Möchte nur wissen, wie es möglich ist, daß der Vater nichts von seiner Falschheit merkt! — Er pflückte sich eine Steinnelke für sein Knopfloch, zählte die Jahresringe besonders starker Bäume, maß ihren Durchschnitt und berechnete ihren Umfang. So kam er an eine Sommerlaube. Bohnen und Hopfen rankten an dem primitiven Lattenwerk auf. Ein Tisch — ein paar Bänke. Auf dem Tische ein Stilleben von Blumen, Zeitungen, einem Arbeitskörbchen und einem Schal. Er schaute neugierig in das Körbchen, eine Hardanger Leinenarbeit, zierlich und fein, lag darin. — Der Schal, den er aufhob, war von feinsten indischer Seide. Ein diskretes Parfüm verriet die elegante Dame. Wer mochte hier so kostbare Seide tragen? Kopfschüttelnd legte er das zarte Gewebe wieder an seinen Platz. Dabei stieß er an die Zeitungen, sie fielen auseinander. Er raffte sie zusammen und stuzte. — Sie waren in polnischer Sprache gedruckt und vielfach mit Blaustift angezeichnet. Herbert übersehte sich einige Sätze und las mit jäh erwachtem Interesse:

„In allen drei Staaten rüstet die allgemeine Wehrpflicht die Völker und Nationen zum Kampfe und bereitet auf diese

Meiße die Heere zum Gebrauche späterer Revolutionen vor. Die geschichtliche Erfahrung und unser Verstand sagen, daß ohne Kampf mit den Waffen ein einiges Polenreich nicht zu denken ist. Darum usw."

"Oho!" dachte Herbert, das Blatt auseinanderfaltend. „Das sieht ja verdammt feindlich aus.“ Eine Karte war zur Erde gefallen. Er hob sie auf. Es war eine Karte aus Posen — eine polnische Turnerschaft darstellend mit den bedeutungsvollen Worten: „Alles verboten.“ Das bezog sich auf die preußische Regierung. „Sm," machte Herbert, auf's äußerste interessiert, und suchte weiter. „Die Lüge ist kein Verbrechen, wenn sie den Deutschen gilt," so hieß es anderwärts. Und — „die Deutschen müssen vom Erdboden verschwinden samt und sonders. Denn sie setzen den Fanatiker Luther an die Stelle Gottes und nehmen Euch Euren Glauben, und damit das Himmelreich."

Recht naiv; aber dem Geiste der Leser, für die es bestimmt war, angepaßt. Herbert sah nach dem verantwortlichen Redakteur. Er fand einen Namen, der in viele Agitationen verwickelt war. Einen, von den Polen vergötterten Namen.

Vor der Laube ließen sich Schritte hören. Herbert steckte die Zeitung ein und trat hinaus. Klaster schläger gingen vorbei, Leute seines Vaters. Einer grüßte in althergebrachter Weise. Die anderen lachten und spuckten aus. Wie sie an dem Pappelhaufe vorbeikamen, grüßten sie nach polnischer Sitte, die Finger an den Mund legend und sich bis zur Erde beugend. Herbert sah eine Dame, zart, schlank in hochmoderner Kleidung. Den Bewegungen nach zu urteilen, war sie jung, denn ihr Gang war lebhaft und elastisch. Sie dankte nur so ganz von oben herab und ging in den Hof des Vorwerkes. „Vermutlich die Besitzerin des Schals und der polnischen Zeitungen," dachte er, „die Schwester Poschufinskis." Langweilig sah die nicht aus.

Er suchte den Vater auf. Der winkte ihm schon von weitem mit ungeduldiger Geberde. Er fand ihn gut gelaunt. Es war also seinem Verwalter gelungen, ihm die Sorgen zu zerstreuen.

„Ich habe ihn für morgen zu Tisch geladen,“ sagte Schwarz, als der Wagen langsam wendete. „Wie gefällt er Dir?“

Herbert überlegte. Sollte er dem Vater mit bloßen Vermutungen kommen? Ihm die sonnige Laune verderben?

„Ich wundere mich nur über Deine Vorliebe für die Polen,“ wick er diplomatisch aus.

„Polen?“ fragte Schwarz verwundert.

„Nun ja — Poschufinski.“

Jetzt lachte Schwarz gemächlich auf. „Was Dir nicht einfällt! Pole! Der Mann ist so wenig Pole wie Du und ich. Er hat in Dresden studiert und ist preußischer Reserveoffizier.“

„Wölfe in Schafskleidern sind nicht selten. Er liest polnische Hefblätter.“

„Die lesen wir alle. — Ja, es ist unsere Pflicht, sie zu lesen, um unsern Gegner kennen zu lernen. Daß unser Deutschthum hier hart angegriffen wird, ist nichts Neues mehr. Wir müssen uns wehren, mit den Ellenbogen ausschlagen nach rechts und links. Es hat sich eben so manches geändert in den letzten zehn Jahren. Leider.“

*

*

*

Davon konnte sich Herbert sehr bald überzeugen. Ein kurzer Ausflug ins Industriegebiet zeigte ihm riesige Fortschritte in industrieller Beziehung, aber auch die große Veränderung der politischen Zustände. Es war kein Zweifel — die Polen hatten sich ausgebreitet wie gärender Sauerteig. Gastwirte, Kaufleute und viele Gewerbetreibende mußten damit rechnen. Städte, die früher rein deutschen Charakter bewahrten, zeigten über allen nichtamtlichen öffentlichen Gebäuden doppelsprachige Aufschriften. Das Volk hatte seine gemüthliche Zutraulichkeit, die ihm so gut stand, verloren — es war scheu oder frech. Die von der Regierung nötigen Schritte, zur Abwehr der nicht zu verkennenden Gefahr, wurden von den Polenfürhern ausgebeutet und geschickt für ihre Hegereien verwendet. Selbst die Fleischsteuerung kam ihnen gelegen. „Seht — die deutsche Regierung läßt Euch hungern!“ Was weiß so ein Polak von Politik?

Wer ihm das billigste Brot verspricht und seinen geliebten Schnaps nicht nimmt, hat Aussicht auf seine Stimme. Wurde doch bei den letzten Wahlen selbst der Einfluß des Weibes auf den Mann mit in die Berechnung gezogen. „Wenn Du nicht den M. . . wählst — heirate ich den Jaschuk!“ schrieb eine Dienstmagd an ihren Schatz. Und ein anderer Pole machte seine Stimme von der Liefierung einer — *Ruh* abhängig.

Die auf deutschem Gebiet streng überwachten Sokols und Versammlungen der Polen wurden hinter die Grenzen, nach Galizien verlegt. Daß die Sokols gewissermaßen der Erziehung der Jugend für spätere revolutionäre Zwecke dienten, war kein Geheimnis.

So sah Herbert die Polenfrage als eine brennende, Unzufriedenheit und Zwietracht schaffende. Alles, Staat, Kirche, Schule, Haus war davon ergriffen.

Er sprach sich darüber zu Pastor Lange — seinem alten Religionslehrer und Freund seines Hauses aus, dem er eines Tages den schuldigen Besuch gemacht.

Der alte Herr zeigte ein bekümmertes Gesicht. „Ja“, sagte er, „die Sache ist ernst, ernster sogar, als sie auf den ersten Blick aussieht. Obgleich jeder wissen muß, daß die Polen kein Recht an unser Schlesien haben, das durchaus friedlich in deutschen Besitz gelangt ist, spielen sie sich doch als dessen Erben auf. Sie scheinen vergessen zu haben, daß gerade die polnischen Nationalfehlert das Land in deutsche Hände gebracht. Ja man kann ohne Ueberhebung sagen, das polnische Volk ist erst unter deutscher Herrschaft zur Menschentwürde gelangt. Wir brauchen nicht weit zu gehen, um die Denkmäler polnischer Fürstenentartung zu suchen. Der Name Sulkowski ist noch nicht vergessen. Gibt es nicht ein trauriges Bild von nationalem Verfall, wenn ein Fürst seine Bauern prügelt, nur zu seinem Vergnügen? Und wenn sich das Volk zu dieser entwürdigenden Prozedur freiwillig meldet, weil es dafür bezahlt wird! und weniger zur arbeiten braucht?“ Erst die deutsche Kultur hat hier Milderung gebracht. „Und — die Stimme des greisen Mannes wuchs — „wie viel

noch immer fehlt, wir wissen es am besten. Aberglauben treibt noch immer in krassester Form seine Blüten. „Wichtelzöpfe“ sind noch immer angezauberte Krankheiten, der Geist noch immer geknechtet und geknebelt! Was wollen die Agitatoren mit solchem Volk? — „Es geht der Löwe im Lande herum, brüllend wen er verschlinge. Ich fürchte sehr, die Herren fischen für selbstsüchtige Zwecke.“

Der Pastor trank einen Schluck Wein und ging mit gekreuzten Armen auf und ab. — Durchs offene Fenster kam milde Luft und Kinderjauchzen. Seine Enkel tummelten sich im Garten. Einmal blieb er stehen und schaute hinaus. „Da wächst sie heran, die neue Generation, auf die wir unser Hoffen setzen,“ sagte er melancholisch. „Aber,“ er wandte sich wieder ins Zimmer zurück und blieb vor Herbert stehen: „Sollen wir wirklich warten, bis die polnische Frage zur polnischen Gefahr wird? Ist es nicht unsere heiligste Pflicht, mit aller Energie dagegen zu kämpfen? Die schönen Worte unseres Kaisers dürfen nicht ungehört in unserem Lande verhallen. Was er der Ostmark gesagt, das gilt auch uns. Ausharren und kämpfen, sollte auch der persönliche Vorteil darunter leiden. „Einer für Alle — Alle für Einen.“ Das muß doch auch uns gelten. Uebrigens“ — er sah Herbert herzlich ins Gesicht — „ich freute mich, als ich von Ihrer Heimkehr hörte. Wir brauchen junge, zielbewusste Kräfte. Und gerade Sie können tüchtig mitarbeiten an dem nationalen Werk, das seinen Lohn im Erfolge besitzt. Ich hoffe doch, daß Sie jetzt bei uns bleiben?“

Herbert wurde verlegen. „Ich hatte eigentlich nicht die Absicht — ich bin Landwirt,“ setzte er etwas kleinlaut hinzu.

Der Pastor sah ihn einmal scharf an. „Landwirt! Hm! Na ja — da gibts wohl nicht viel hier zu holen für strebsame Geister. — Aber — ich hoffe, Sie überlegen sich die Sache noch. Das Geschäft Ihres Vaters ist immerhin mit lohnender Tätigkeit verknüpft — dann Ihre Hüttenanteile — —“

„Ich habe gar keine Neigung, auch keine Vorbereitung zum Hüttenfach und nur als Figur —“

„Nein, das ist nichts,“ unterbrach ihn der Pastor lebhaft. „Aber die anderen Sachen sollten Sie sich überlegen. Sie hätten da einen hübschen Wirkungskreis. Könnten Einfluß auf das Volk nehmen, soweit Sie damit in Verbindung stehen — kurz, unüberlegt sollten Sie meinen Rat nicht lassen. Uebrigens, ich wollte Ihren Vater schon immer einmal besuchen. Der Verwalter, der Poschufinski“ — Herbert horchte auf — „kommt mir höchst zweideutig vor. Es laufen da verschiedene Gerüchte herum. Man will ihn hier und dort gesehen haben. Er soll tüchtige Summen in die polnische Nationalbank tragen, überhaupt einer unserer größten Agitatoren sein.“

Herbert war nicht überrascht. Was sein empfindsamer Geist im ersten Augenblick geahnt, erhielt Bestätigung von einer Seite, die unter allen Umständen glaubwürdig und solide war. Er konnte ein peinliches Gefühl nicht verwinden. Ein polnischer Agitator in Brot und Amt bei seinem Vater! Und wiederum, wenn er dem Vater die Augen öffnete! Dessen gefährlicher Zustand gab kaum so etwas zu. Nachdenklich sah er vor sich hin. „Es ist so schwer, dem Vater —“

„Ich weiß“, fiel ihm Lange ins Wort. „Das ist ja das Gefährlichste an dem Polen! Er suggeriert die Menschen förmlich. Es werden noch ganz andere Dinge erzählt.“

Herbert sah den Pastor fragend an. Er fühlte dumpf; jetzt kam etwas, das ihn ganz besonders schmerzen würde.

„Man bringt den Polen mit Ihrer Pflegeschwester in Verbindung,“ sagte der Pastor nach einigem Zögern.

Das saß. An der Wahrheit war nach einigem Ueberlegen kaum zu zweifeln. Nun wurde ihm auf einmal Helenens Wesen klar. Nicht einen Schritt war sie ihm während seines Aufenthalts im Vaterhause näher gerückt. Genau so fremd und kühl wie am ersten Tage seiner Ankunft kam sie ihm auch heut noch entgegen. Und doch schien es ihm manchmal, als zucke aus ihren Augen ein heimliches Feuer in die seinen — als zöge es sie zu ihm mit warmem Vertrauen. Doch sofort die furchtsame Ab-

wehr, wenn er herzlich, wärmer zu ihr wurde. Sollte wirklich dieser Halunke dahinter stehen?

Er sprang auf. „Ich werde die Sache untersuchen, Herr Pastor. Was auch daran sei — Helene wird nicht so unwürdig handeln und einen Polen, der gegen ihre Nationalität auftritt, ihre Liebe schenken. Nein —“ rief er immer mehr in Eifer geratend, „selbst um den Preis ihres Glückes darf das nicht geschehen.“

Er stand da, hoch aufgerichtet. Der Pastor lächelte fein. Ihm schien ein Sieg von solcher Macht gesucht nicht zweifelhaft.

„Und nicht wahr, junger Freund, das andere mit der Landwirtschaft überlegen Sie sich auch noch!“

Herbert nickte und reichte ihm die Hand zum Abschied. Lange hielt sie fest in der seinen und schaute Herbert väterlich in die hellen Augen.

„Wenn ich jung wäre und reich wie Sie — ich wüßte das Leben schön und nützlich zu gestalten. Doch ich glaube an Sie. Sie werden die Worte unseres Kaisers zu den Ihren machen: „Wer als Deutscher ohne Grund im Osten seinen Besitz veräußert, der versündigt sich an seinem Vaterland. Hier im Osten zu wirken, ist eine Verpflichtung gegen das Deutschtum. Und wie der Posten nicht von seiner Wacht weichen darf, so dürfen Deutsche nicht aus dem Osten weichen.“ Das muß Ihr Wahlspruch werden.“

Als Herbert draußen in der stillen Straße der kleinen alten Stadt stand, sah er, daß er sich verspätet hatte. Die Uhr vom Rathaus schlug die zweite Stunde. Er hatte den Zug verpaßt und bis zum nächsten war noch eine Stunde Zeit. Da ihn sonst nichts in der Stadt fesselte, ging er hinter dem Bahnhof hinunter in den Birkenhain, der nach der Grenze des Reichs führte. Ein lieblicher Weg, sanft abfallend nach dem Przemysl. Er war um diese Zeit ganz einsam. Niemand störte ihn in seinem Denken. Die Hände auf dem Rücken schritt er langsam weiter. Was wirbelte nicht alles durch seinen Kopf. Holzhändler sollte

er werden, wie sein Vater! Er pfiff ganz leise durch die Zähne. Handeln! Ob er je das Zeug dazu haben würde? Freilich, ein Guts herr muß heutzutage auch das Rechnen verstehen! — Und dann dieser Pöle — er ging ihm nicht aus dem Kopfe. Die schwarzen, stechenden Augen folgten ihm überall. Ob Helene den Menschen wirklich liebte? Oder war es doch nur müßiges Gerede! Er biß die Lippen zusammen — das Denken quälte ihn.

Er kam an den Punkt, an dem die weiße Przemsa sich rechtwinkelig in die schwarze ergießt. Drei Kaiserreiche stoßen hier zusammen. Drei Adler schauen hier vom hohen Grenzpfahl in die Lande; drei Posten schreiten eifrig auf und ab. Sonst Einsamkeit. Kaum daß ein Krähenschrei die Luft durchhallt; kaum ein paar Kinder, die faul auf dem Bauche liegend ihre Gänseherden hüten. Weltentrückt scheint das Wiesenland mit seinen glitzernden Wasseradern. Nur hin und wieder rast ein Zug, ans Leben mahnend, über die feste Brücke, dann wieder Ruhe und ganz fern am Horizont rauchende Fabrikschornsteine, schon tief in Rußland drinn; wie hingemalt an den grauen Hintergrund des Himmels. Einsamkeit, Menschenleere — Und doch wer lange in die dunklen Fluten der schwarzen Przemsa blickt, hört Waffengeklirr und wildes Aufbruchgeschrei; hört die Seufzer unglücklicher Frauen, das Schmerzgeschrei gequälter Sklaven, das Hohn gelächter entarteter Machthaber. Die Aufstände von 1830 und 1863, die Leiden der unglücklichen Fürstin Larisch, die Prügel tage im Schlosse Sulkowsky, noch leben sie im Volke unvergessen. Steht doch noch ein letzter Rest der alten Polenschlösser als letztes deutsches Haus an den Ufern der Przemsa. Gerade der Flügel, in dem die unglückliche Fürstin von ihrem Manne gequält, ihrem Sohne ermordet wurde. Ein paar Bappeln mit gelbem Laub, trübe und ernst, halten Wache vor dem Denkmal menschlichen Uebermuths und menschlicher Grausamkeit.

Herbert stand und schaute in die Wasser der schwarzen Przemsa. Die Vergangenheit zog vorüber. — die Gegenwart kam heran — fachte — mahnend.

„Ausbarren im letzten Winkel des Reichs, um des Deutschtums willen.“ Seine Brust weitete sich, er atmete tief und schien mit diesem Atemzuge einen festen, ernstesten Entschluß gefaßt zu haben. Mit hoch getragensem Kopfe und ruhigem, sicherem Blick, trat er den Rückweg auf den Bahnhof an.

Die Wartesäle waren überfüllt. Der letzte Zug aus Rußland hatte, wie immer, viele Flüchtlinge mitgebracht, die vor den Unruhen im Lande flohen. Ein buntes Völkergemisch flutete durcheinander. Das Heer armer Juden in ihrer zitternden Todesfurcht, im zerrissenen Kaftan, Kinder in Lumpen gehüllt. Aber kluge, listige Neuglein in den blassen Gesichtern. Und stolze Polen, die die Krone des künftigen Reiches auf ihrer Stirn zu tragen schienen, und Russen hoch und niedrig — und Deutsche, verängstigt, vergrämt; das Leid um die zerstörte Habe, die Furcht vor der kommenden Not in den intelligenten Gesichtern. Und durch alles hindurch ein Flüstern, Handeln, Schachern, Seufzen, kindliches Jauchzen. Durch alles hindurch die angstvolle Frage, wie lange wird er dauern, der schreckliche Krieg — wie lange die Unruhen im Lande? Schreckliche Leiden werden erzählt — Szenen von ergreifender Tragik. Und daneben schleicht wie kriechendes Gewürm die Polenfrage. Sokols, Nationalbank, Allpolen — ein einig Reich — das sind die Schlagwörter der mächtigen Partei — die die Grenzen des künftigen Reiches schon fix und fertig auf dem Papiere hat. „Wenn nur die Russen gewonnen hätten! Dann hätten wir sie zermalmt — die — Deutschen! spricht der eine der Polen mit so lebendiger Geste — daß man die armen Deutschen schon zu Brei zerstampft am Boden sieht.

„Ja, der Krieg“, seufzte ein anderer, besah sich angelegentlichst seine Fingernägel.

Der Zug fuhr ein und machte Herberts Beobachtungen ein Ende.

*

*

*

Regenwetter schon drei Wochen lang. Durchgeweichte Wege, nasse Kleider, verdrießliche Gesichter. Brummen und

Schelten im Hof, in der Küche, im Gartenhaus. Der alte Schwarz hatte die schlechteste Laune. Er spürte Reizen in allen Gliedern, brummte über das Hundewetter, über seine lahmen Beine, über Goldberg, und seinen Sohn.

Er konnte nicht aufß Vorwerk, ihm fehlte die gewohnte Tätigkeit. Herberts Vertretung regte ihn auf, machte ihn mißtrauisch, eifersüchtig auf die junge Kraft. Es wehte ein frischer, moderner Zug durch Herberts Handeln, ein energisches Streben nach Selbsttätigkeit, das den Alten ärgerte. Anderseits war es ihm lieb, wenigsten öfter Berichte vom Vorwerk zu erhalten, in ständiger Fühlung mit den Geschäften zu sein, denen seine verbrauchten Kräfte allein noch gewachsen waren. Er, der sein ganzes Leben der Arbeit gewidmet, konnte sie auch jetzt noch nicht entbehren.

Herbert ertrug die Launen des Vaters mit der Geduld des gereiften Mannes, der über kleine Uebelstände des Lebens hinwegsieht. Ihn beschäftigten andere Sorgen. Die Warnungen des Pastors vor Poschufinski verließen ihn nicht mehr. Er beobachtete, prüfte die Verhältnisse des Vorwerks, die Handlungen des verdächtigen Verwalters; der außerhalb seines Wirkungskreises kurzweg „der Pole“ genannt wurde. Das allein war Grund genug, ihn zu verdächtigen. Poschufinski witterte in Herbert seinen Gegner, und verbarg ihm seine Gesinnungen, so gut er konnte. Aber die Abneigung der beiden Männer zu einander, die naturgemäß aus den Gegensätzen ihrer Charaktere sich entwickelte, fühlte jeder nur zu deutlich. Und so entstand ein gespanntes Verhältnis, das sich unter der Hülle von Höflichkeit verbarg.

Auch Sidonie hatte Herbert anlässlich seiner häufigen Anwesenheit auf dem Vorwerk kennen gelernt. Er fand in ihr dieselbe Dame, die ihm bei seinem ersten Besuch aufgefallen war. Sie schien voll Temperament, war offenbar sehr gebildet und hielt sich sehr reserviert. Ihre Lippen zuckten oft wie in Bitterkeit und Spott, und ihre Augen blickten feindlich.

Herbert wußte nicht recht, was er aus ihr machen sollte. Warum vergrub sich dieses hypermoderne Wesen in solcher Einsamkeit? Was wollte sie hier? Dem Bruder die Wirtschaft führen? Das besorgte eine alte „Maruschka“ — die, wie es sich später herausstellte, kein Wort Deutsch verstand. Das Leben, das Sidonie führte, schien durchaus nicht im Einklang mit ihrem Naturell zu stehen.

Sie lachte, als er ihr das einmal sagte. Es klang gezwungen, dieses Lachen. Nach einiger Ueberlegung hob sie den Blick, sah ihn prüfend an und sagte dann ganz leise:

„Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht ist es mein Schicksal, das mich hergetrieben hat. Sie sehen, mein Herr, ich bin Fatalistin.“ Dabei zupften ihre Finger zerstreut die purpurnen Blätter des wilden Weines, der sich um das Häuschen rankte, vor dem sie standen. Ihr Gesicht war bleich, ihre funkelnden Augen schillerten im grünlichen Feuer — die Lippen glühten in sinnlicher Leppigkeit. Ihre ganze Erscheinung, in dem weißen, weich wallenden Empirekleid glich jenen Gestalten der polnischen Sage, die als Bampyre die Menschen ängstigen, oder den Tod unter sie tragen. Herbert fielen unwillkürlich die Märchengestalten aus seiner Kindheit ein, die Marianne ihm so oft vor die Seele gezaubert, wenn er nicht schlafen wollte. Sie hatten alle etwas Mystisches, Unheimliches an sich, flößten Scheu und Furcht ein.

Er sagte sich, daß dieses Mädchen leicht gefährlich werden konnte, dort wo es ihr gefiel.

Sie sah jetzt nachdenklich in sein frisches, kräftiges Männergesicht. Es schien, sie wolle reden und traue sich nicht recht. Schließlich fragte sie doch ganz unmotiviert: „Glauben Sie, daß eine Ehe zwischen Polen und Deutschen glücklich sein kann?“

Er war so überrascht von der unvermuteten Frage, daß er nicht gleich eine Antwort fand.

Sie ließ ihm auch keine Zeit dazu. Mit leidenschaftlicher Stimme fuhr sie fort: „Ich glaube, es führt keine Brücke von

einem zum andern. Polen und Deutsche — natürliche Feinde wie Feuer und Wasser — eins geht zugrunde durch das andere"!

Sie wandte sich ab und warf die roten Blätter mit heftiger Geberde in die Luft. Sie wirbelten tanzend zur Erde, setzten sich in ihr weißes Kleid.

„Ich würde keinem deutschen Mädchen raten, einen Polen zu heiraten,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause wie zu sich selber sprechend fort. Herbert hörte ihr betroffen zu. Es lag in ihren Worten eine versteckte Drohung. Wem galt sie —? Helenen? Er hatte trotz sorgfältiger Beobachtung nicht entdecken können, ob zwischen ihr und Poschufinski irgend ein Einvernehmen bestand.

„Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Sidonie,“ sagte er endlich ziemlich kühl. „Wollen Sie nicht die Güte haben, ein wenig deutlicher zu werden?“

Da lachte sie in ihrer gewohnten spöttischen Art.

„Wenn Sie länger hier sind — werden Sie mich schon verstehen. Doch dort kommt Poschufinski —“ unterbrach sie sich und wandte sich dem Kommenden zu.

Sie sagte immer „Poschufinski“ — nie „Bruder“. Es war Herbert schon wiederholt aufgefallen. Heute aber ganz besonders. Wie die beiden nebeneinander standen, wie sich blitzschnell ein heißes Aufleuchten von Aug' zu Auge zeigte, da glichen sie durchaus nicht Bruder und Schwester. Herbert mußte immer wieder daran denken, als er heimritt. Er hatte schon oft ähnliche Bemerkungen gemacht — Sidonies seltsame Rede verstärkte seine Wahrnehmungen. Warum hatte sie ihm das alles gesagt? Sollte er Helene warnen? Warnen vor einer Verbindung mit dem Polen? Und plötzlich stieg Helenens Bild vor seinem Geiste auf. In ihrer sonnigen Heiterkeit, ihrer schlichten deutschen Art stand sie vor ihm und sein Herz begann höher zu schlagen. „Liebling,“ flüsterte er und fühlte mit freudigem Erstaunen, daß der Augenblick für ihn gekommen sei, von dem Goethe sagt: „Es gibt keine angenehmere Empfindung

in der Welt, als wenn das Herz nach einer gleichgültigen Pause sich der Liebe zu einem neuen Gegenstand wieder öffnet."

Die Sehnsucht nach Helenen packte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Er gab dem Pferde die Sporen, Ungeduld trieb ihn vorwärts.

Als er in den Hof einritt, hatte der Regen nachgelassen. Es tropfte noch von den Dächern und von den Kugelfazien, welche die Hofseite des Schloßchens schmückten. In der Stalltür stand Juseff, der Pferdebursch, breit und faul. Die Hände in den Taschen, grinste er Herbert an, ohne zu grüßen. Auf Herberts Wink kam er näher, widerwillig nahm er die Zügel. „Warum grüßt Du nicht? Die Mütze runter," herrschte ihn Herbert verärgert an.

„Ich nig daitsch," stammelte der Bursche. Herbert blieb einen Augenblick sprachlos. Der Bursche stand schon wochenlang in seinen Diensten und konnte sich sehr gut im Deutschen ausdrücken.

„Ich will Dich deutsch lehren," rief er aufgebracht und hob die Reitpeitsche. Wie sich der Bursch vor dieser internationalen Sprache feige duckte — bereute Herbert seine zornige Regung. Ein verächtlicher Blick traf den Burschen. „Wenn Du nicht deutsch kannst, so geh zum Teufel," rief er ihm polnisch zu.

Der Bursche bekreuzte sich — eine halbe Stunde später schlich er zum Hofe hinaus.

Herbert kleidete sich um und suchte Helene. Er fand sie im Gartenzimmer, so wie er sich sie erträumt. Anmutig, im Schmucke ihrer unberührten Jugend. Aber sie war nicht allein. Der Vater war da. Sie spielten Schach. Bei seinem Erscheinen schob Schwarz das Schachbrett zur Seite. Helene erhob sich und bereitete den Nachmittagskaffee auf einem Seitentischchen.

„Wie gehts draußen?" fragte Schwarz und ließ die Daumen um einander gehen.

„Gut,“ war die einsilbige und zerstreute Antwort Herberts. Seine Augen folgten Helene. Sie war still, blaß und sah bekümmert aus. Ihr Gruß war kühl gewesen. All seine Zuversicht war darin untergegangen. „Du bist ihr gleichgültig, doch ganz und gar gleichgültig,“ sagte er sich und fühlte, wie es in ihm riß und bohrte. Um wen grämt sie sich? Sein Mißtrauen erwachte von neuem. Nur mit halben Ohren hörte er dem Vater zu, der sich in Erinnerungen erging. Er erzählte eine bekannte Sache, die aber weit zurücklag. Von einem reichen Grundbesitzer, der sein Geld in Bohrversuchen angelegt und mit dem Bettelstabe das Land verlassen hatte.

Warum verkehrt sie nicht mit Sidonien? spann Herbert den Faden seines Mißtrauens weiter. Sie sind nach Vaters Aussage früher oft zusammen gewesen — schließlich ist Sidonie eine gebildete Person . . . sollte Helene ahnen . . . vielleicht gar aus Eifersucht . . . es stach ihn förmlich. „Warum meidest Du Sidonie?“ fragte er sie.

Sie sah ihn überrascht an — ein Zug von Härte trat in ihr Gesicht. „Ich mag sie nicht.“ Das war alles.

Instinkte, sagte sich Herbert und biß an seiner Zigarre. Die kurze Antwort Helenens brachte ihm keine Ruhe. Im Gegenteil, sie verschärfte die bohrende Eifersucht. Sie haßt Sidonie, weil sie sie fürchtet! Das war auch eine Erklärung.

„Genau so sah ihre Mutter aus,“ sprach Schwarz dazwischen, Helene mit den Augen verfolgend. „Dieselbe Anmut in ihren Bewegungen.“ Der alte Mann fuhr durch sein struppiges Haar; seine Augen zogen sich wie im Schmerz zusammen. Erinnerungen drängten sich ihm jetzt immer wie wache Träume auf. „Ein Zeichen der Schwäche,“ jammerte er. Helene beruhigte ihn, „es ist nur die Untätigkeit, Papa.“

In diesem Augenblick knirschte der Riez draußen. Alle sahen auf. Boschufinski trat ein. „Na nu?“ fragte Schwarz in seiner natürlichen Art, seiner Verwunderung über den ungegründeten Besuch zum Ausdruck bringend. „Mein Sohn war ja erst draußen! Es ist doch nichts vorgefallen?“

Poschukski dienerte nach allen Seiten und küßte Helene die Hand. Sie zuckte zusammen wie im körperlichen Schmerz und wandte sich rasch ab. Herbert ließ sie nicht aus den Augen. Jrgend etwas stand zwischen den beiden. Was? Er nagte an seinen Schnurrbartspitzen, sein Blick war finster, fast drohend. Ein Ausruf seines Vaters riß ihn aus seinen Gedanken. „Die Hundsfrötter die sakrischen,“ fluchte er. „Ich hab's ihnen immer gesagt — die Firma ist faul.“

Poschukski machte eine Bemerkung. „Na, ich will Ihnen ja keine Vorwürfe machen, aber — das Geld kann ich mir nun in den Schornstein schreiben.“ Seine Stirnader schwoh an, die Augen sprühten. „Rege Dich doch darum nicht so auf,“ bat Herbert besorgt.

„Ach, was weißt Du vom Gewinnen und Verlieren,“ brummte er gallig. „So ein lausiges Geschäft! Solche Spitzbübereien! Da möchte man doch gleich — —“

Poschukski bat, beschwor. Seine Augen, seine Hände, der weiche Ton seiner Stimme, alles trat in den Dienst seiner Liebedienerei! Als er ging, schien der Vater beruhigt. Er bewegte nur noch die Unterlippe in nervöser Hast und starrte auf den Feuerstein, den das brennende Holz aus dem Kamin auf die Dielen warf.

So fand ihn Herbert noch, nachdem er dem Polen ein kurzes Geleit durch den Garten gegeben. „Für die Sonne das Gold,“ murmelte der alte Mann immer wieder. „Und nun wollen sie mir das auch noch nehmen. Gold und Sonne! Eins dreht sich um das andere.“ Dann schwieg er wieder, fuhr mit der Hand durch sein steifes Haar und sah wie verloren auf Herbert und Helene. „Ja, ja,“ sagte er leise, das wollt Ihr mir nicht glauben. Es ist lange her, daß ich meine Sonne verlor! Sie stand immer in der Tür des Steigerhäuschens, an dem ich vorüber mußte, wenn ich zur Schicht ging. Bin damals grad von Sachsen gekommen. Wollt in Schlessien das Gold suchen, das auf der Straße liegen sollte. Man sagte, ein findiger Kopf gehöre dazu. Ich merkte bald, noch mehr eine goldene Wünschel-

rute: Und da ich die nicht hatte, hieß es arbeiten. Maulwurfsarbeit — alle Tage im schmierigen Kittel in der finsternen Erde. Aber meine Sonne leuchtete mir in den tiefsten Schacht. Und am Sonntag war ich blank und fein, da gingen wir spazieren am Waldesrande und jeder fühlte die Liebe des andern und keiner sprach sie aus. Ein glückliches Ahnen, ein scheues Hoffen — keiner sprach, aber war's denn nötig? Sprachen nicht unsere Augen, unsere Stimmen, unsere Hände? War das eine Zeit! —"

Der alte Mann stöhnte auf wie im tiefen, schwer getragenen Leid. Helene und Herbert sahen sich betroffen an. So seltsam hatten sie den Vater noch nie gesehen.

Schwarz fuhr ein paarmal mit beiden Händen über sein Gesicht, als wolle er Bilder verjagen, die mit lebendiger Treue vor ihm aufstiegen. Im Saale regte sich nichts. Die beiden jungen Menschen hielten den Atem an, um die Weihe des Augenblicks nicht zu stören. Nur ihre Augen sprachen und die Uhr tickte leise. Draußen rieselte der Regen mit eintönigem Geräusch.

"Das Geld", stöhnte Schwarz wieder —, "das war zwischen uns." Viel ist da nicht zu sagen. Sie arm, ich arm, ein reicher Freier und ein goldgieriger Vater — aus ist das Drama. — War das eine Stunde! Die Glocken läuteten die Hochzeit ein, und während ihre Lippen das Ja sprachen, lag ich im Walde und zerwühlte das Moos und die Flechten, die ein Jahrhundert über die Halbe gezogen, bis spitze Schlacken meine Finger blutig riktten. Und in den Ohren die Hochzeitsmusik und ihr Ruf — komm — komm! Wie Hilfschrei klang's. Komm, komm! Es war schon dunkel. Die Luft weich, der Himmel im ständigen Zittern und Glühen. Ich sprang auf und lief zum Steigerhause. Am Waldrand stand's. Hell fiel das Licht aus allen Fenstern. Ich reckte mich an dem Weinspalier zur Höhe und da — da sah ich etwas — — — Nie kann ich den Anblick vergessen. Laßt euch von der Marianne erzählen, wie sich die Polen hier den Tod ausmalen! Sie haben keinen Knochenmann mit Uhr und Hippe. Ein Weib, geheimnisvoll in weißen Schleier gehüllt. So stand's vor mir und hob die Hände und

lockte mich. Was weiter war? Furien jagten mich. Ich irrte im Walde herum und suchte den Tod! Ich fand ihn nicht. Aber der Hunger warf mich um. Und wie meine Sinne schwanden, und das Vergessen über mich kam, da packte mich jemand am Arme. „Das geht nicht, Mann, die Nacht kommt rauf — schläft Euren Rausch zu Haus aus!“

„Rausch!“ rief ich und lachte. Der ganze Wald hallte von meinem Lachen. Der andere bekreuzte sich und verschwand hinter der Halde und der goldgelben Lupine im Walde. Ich aber lief weiter und weiter; nach den Bruchfeldern, um den Tod zu suchen. Und wie er mir kahl und nackt von der Warnungstafel entgegengrinste, ekelte er mich und ich lief fort. Tief — bis ein schwarzer Teich mir Halt gebot. Und jenseits des Teiches, Feuerschein und Rasseln, Fauchen, Surren, Zischen. Der Geist der Maschinenarbeit im Bunde mit den Menschen. Sager waren diese Menschen und hohläugig, aber — die hatten Brot. Brot! rief ich. Der Hunger wühlte in meinen Eingeweiden. Und da krochs heran mit seinen Polypenarmen, mit geschwollenen Adern, schwielig, fleischlos, schweißig, aus tiefen Augen grinsend — kroch heran und langte nach mir, das markaus-saugende Gespenst der Hüttenarbeit.

Eine Wonne, das erste Stück Brot! Ich begrub meine Liebe und ging in die Hütte.

Arbeit, Arbeit, Arbeit! Das war meine Losung und ein ungestilltes Sehnen nach Gold. Am Sonntag studierte ich bis zum Abend — dann trieb ich mich in den Wäldern herum. Ich mochte die Menschen nicht — war immer allein.

Und da kam's zu mir, das Gold. Es war ein Abend voll Sonne und Licht. Die roten Flecke lagen wie Blut oder Gold im Walde verstreut, je nach den Farben, mit denen sie sich verbanden. Ich stand vor der Halde tief im Walde. Vergessen schien sie von den Menschen. Rundum Urwaldschweigen und süßes Dämmern. Ich hatte eben die Entwicklung des Hüttenwesens in Schlesien bis in seine Ursprünge verfolgt. Ich saß auf der Halde und spielend nahmen meine Hände ein Stück

des totgebrannten Erzes auf. Da zuckte es mit mächtigem Ruck durch meinen Körper. Ein Reichtum lag vor mir, der nur der Auferstehung harrete. Das war das Gold, von dem die Sage berichtete, man fände es noch über Tage. Schlecht verhüttete Zinkblende aus der Zeit der primitiven Zinkgewinnung in Schlesien. Ein Reichtum, ähnlich wie ihn auch Godulla gehoben.

Von dieser Stunde an schlief ich nicht. Fieber tobte in meinen Adern — ich lief im Lande herum voll Furcht, ein anderer nütze mein Geheimnis. Und dann fand ich doch einen Juden, der mit dem seiner Rasse eigenen Instinkt den Reichtum witterte, den ich ihm andeutete. Er verschaffte Geld. Es war ihm nicht zum Schaden. Nun wuchs mit dem Reichtum meine Schaffenslust. Eins trieb das andere. Was dem Spieler die Karten, dem Trinker der Alkohol, das war mit die Sucht nach dem Gold — Lebensbedürfnis."

Wie Spußgestalten waren die Erinnerungen des alten Mannes durch den Saal gerauscht. Tiefes Empfinden blieb zurück. Herberts Nerven vibrierten in seltsamer Unruhe. Eine furchtbare Möglichkeit erschütterte ihn. Helene — in welchem Verhältnis stand sie zu ihm und dem — Vater? —

Da fuhr der wie aus tiefem Schlafe erwachend fort. „Seht, Kinder, so wars. Ich habe dann geheiratet und war zufrieden. Leider starb Deine Mutter bald“, wandte er sich zu Herbert. „Später hörte ich dann auch von der anderen. Ihr Mann in Wechselfulden, verkommen, geflohen — sie selbst — na, ich kam noch zur rechten Zeit. Kommt ihr die allerschwerste Stunde noch erleichtern. Sie gab mir ihr Kind, ein Mädchen. Es war nach dreizehnjähriger Ehe geboren und erst zwei Jahre alt. Du Herbert warst damals schon außer Haus auf der Schule in M. . . . Da nahm ich mir das Mädcl mit. Ihr Vater hat nie nach ihr gefragt. Soll überm Wasser am Fieber gestorben sein.“

„Ihr Vater!“ Unwillkürlich atmete Herbert auf. In diesem Augenblick kam ein Lichtschein aus dem Garten, näher und näher. Es kam jemand mit einer Laterne.

„Du mein gütiger Gott — im Finstern!“ rief die alte Marianne. „Als ob der Böhm auf Licht nicht mehr langte.“ Und wie die Flammen der fünfarmigen Krone den Saal erleuchteten, suchten Herberts Augen Helene.

Sie nahm den Blick nicht auf. Sie wandte sich ab und ging hinaus. Draußen auf den regennassen Wegen ging sie langsam weiter. Noch sprühte es fein, wie niedergehender Nebel. Sie achtete nicht darauf; die Hände fest an die fiebernden Schläfen gepreßt, ging sie rastlos vorwärts, bis sie den Hügel mit der Friedenseiche erreichte. Sie starrte hinunter in die Weite, die von Feuchtigkeit erfüllt, nur schweres Grau und trübe Lichtreflere zeigte. Das herrliche Nachtbild, das sonst hier zu sehen, war verwischt. Modergeruch füllte die Luft und Herbstruhe.

* * *

Am anderen Tage gab's Unruhe im Hause. Schwarz fühlte sich elend und fand auch in seinem üblichen Zufluchtsmittel, der gewohnten Dosis Digitalis wenig Linderung. Die Herzbeklemmungen und Atemnot erreichten eine beängstigende Höhe. „Es geht mit mir zu Ende,“ jammerte er und wehrte sich gegen das unerbittliche Naturgesetz wie ein Geizhals, der um den Pfennig handelt. Er wollte noch leben. So lange noch, bis er seine Kinder glücklich sah. Es gelang schwer, ihn zu beruhigen.

Nur Helenens Nähe schien ihm wohl zu tun. Einmal legte er die Hand auf ihren Kopf, lächelte und sagte zärtlich: „Maria!“, das war der Name ihrer Mutter.

Dann lag er wieder im Fieber, mengte Vergangenheit und Zukunft durcheinander und jammerte, daß er kein Testament gemacht. Wenn ihn der Tod überraschte! „Dann bist Du auf Herbert angewiesen!“ sagte er zu Helene „und wenn ich ihm auch vertraue, und auch hoffe, daß mein Vermögen durch Euch ungeteilt bleibe — so möchte ich Dich doch unabhängig wissen. Ganz frei sollst Du sein, Helene!“ flüsterte er und verlangte nach seinem Rechtsbeistand.

Ganz frei! Sie küßte seine Hände und weinte. Frei — wenn sie es wäre! Welch ein Hohn ihres Schicksals! Das Glück stand vor der Thür; aber die war verschlossen. Ein Frühlingssturm hatte sie zugeschlagen in einer einzigen unbewachten Minute.

Am Nachmittag kam der Rechtsanwalt aus M. . . . Pastor Lange begleitete ihn. Seine Anwesenheit erfreute Schwarz. „Sie schickt mir der Himmel!“ rief er ihm zu. „Nicht wahr, Sie nehmen sich meiner Helene an, wenns mit mir alle ist?“

Der Pastor nickte nur, und drückte dem Freunde warm die Hand.

Als dann durch einen Namenszug Helenens Zukunft sicher gestellt war, ging ein Aufatmen durch die Krankenstube. Schwarz fühlte sich plötzlich wohler. — „Nun kann ich mit Vater Jakob sagen — Herr laß Deinen Diener in Frieden in die Grube fahren —“ sagte er. Alle Unruhe schien von ihm gewichen. Er verfiel in einen wohlthuenden Schlaf.

Im Hofe stand das Gesinde beisammen und klatschte auf seine Weise. Der fremde Wagen wurde besprochen, der Besuch des Pastors. Begleitererscheinungen einer feierlichen Leiche. Man zählte Schwarz schon zu den Toten. Jaschu hatte die weiße Frau gesehen mit den grünen Rätselaugen. „Am Parthor stand sie gestern und sah den Weg herauf — mitten in den Saal.“

„Rede nicht so gottlos,“ schalt Marianne, und nahm sich vor, seinen Schnapsverbrauch zu überwachen.

„Auf unserm Vorwerk läuft sie am hellen Tage herum“, meinte ein Bote, den Poschufinski gesandt. Jaschu riß die Augen auf.

„Na ja, unser Fräul'n“. —

„Red' keine Dummheiten“, sagte Marianne ärgerlich. Sie hielt sich zwar für aufgeklärt, liebte aber doch die Scherze nicht, die das Uebersinnliche mit dem Leben verbanden. Man kann ja nicht wissen“, war ihre stehende Redensart.

„Unser Herr hat dem Fräul'n Helene viel Geld verschrieben, im Falle als er stirbt,“ sagte Jaschu wichtig.

„Jawohl, so eine halbe Million,“ meinte der fremde Rutscher lachend.

„Eine halbe Million!“ Der Bote vom Vorwerk horchte auf. Er kannte den Wert einer halben Million nicht — aber die Ehrfurcht, mit der die Summe genannt wurde, sagte ihm, es sei viel Geld.

„Unser Herr hat dem Fräulein Helene eine Million verschrieben, im Falle als er stirbt“, erzählte er überall. So brandete die Neugierkeit in alle Winkel. Auch Poschufinski hörte davon. Seine Augen leuchteten. Sidonie zerriß im Zorn ihr Taschentuch. So verschieden wirkte hier die Legende. „Du kannst Du ja bald das Aufgebot bestellen —,“ meinte sie spitz.

Die Besserung des alten Schwarz hielt an. Helene nahm ihre Beschäftigung wieder auf. Auch die Kochtage im Dorfe. Sie war sehr still geworden und bleich. „Unser Fräuln ist krank,“ sagte Jaschu zu Marianne.

„Krank —? hm — ja blaß war sie und lange nicht so flink wie sonst. Aber so eine Krankheit — die geht vorüber wie die Wolke im Mai.“ Sie lächelte und sah von Helene zu Herbert. Der sah auch nicht aus wie sonst. Und das war wohl wahr. Er fühlte sich zerfahren, wußte nicht was er wollte. Heut nahm er sich vor, das Geschäft des Vaters weiterzuführen, schmiedete Pläne, baute im Geiste Fabriken, zog deutsche Arbeiter ins Land, morgen schon warf er alles über den Haufen. Am liebsten wäre er wieder in die Welt gegangen. Wenn der Vater nicht wäre! Hier sagte er mit Marianne: „Man kann nicht wissen.“ Daß auch Helene ihn hielt, gab er nicht zu. Er wachte über ihr, suchte jede ihrer Seelenregungen zu sondieren. Es war wie immer. Wenn er sich einbildete, sie hat dich gern, es zieht sie zu dir mit Macht, verdarb ihre kühle Ruhe jede warme Empfindung. Ein Hin- und Herschieben von Hoffnung und Zweifeln. Es legte sich ihm aufs Gemüt. Trieb ihn von Hause fort. Tage — Wochen reiste er im Industriebezirk herum, knüpfte Bekannt-

schaften, suchte Verbindungen, die er auf Reisen geschlossen, zu festigen, nahm Jagdeinladungen auf benachbarte Güter an. Aber das Bohren und Nagen im Herzen wurde er nicht los. Helene — Poschufinski — fiebernd wühlten die Namen sein Blut auf; er war in beständiger Unruhe. Dazu trug auch die Zurückhaltung bei, der er in einzelnen Kreisen begegnete. Einflußreiche Männer im Staate, deren Bekanntschaft er suchte, kamen ihm mit fränkender Kühle entgegen. Er sprach sich darüber zu einem alten Gutsherrn aus — anläßlich eines Jagdessens. „Das darf Sie nicht wundern,“ meinte der. „Man ist mißtrauisch, seit der Pole liebes Kind bei ihrem Vater ist. Man hat herausgebracht, daß viele Hebereien von dort herkommen. Die Leute Ihres Vaters sind rebellisch wie nirgends.“

Herbert fühlte wie bleich er wurde. „Mein Vater ist krank und alt,“ sagte er betroffen. „Er weiß nichts von solchen Verhältnissen.“

„Wohl — wohl,“ gab der andere mit warmem Ausleuchten der Augen zu, „aber — nehmen Sie es einem alten Grautopf nicht übel — von Ihnen erwartet man mehr Energie.“

Herbert mußte die Wahrheit dieser Worte zugeben. Er fühlte sich tief beschämt. Begriff die ablehnende Haltung der Gesellschaft. Man zählte ihn zu den Polenfreunden. Ihn, Helene, den Vater! Ein ganzes Nest. Er lachte zornig auf. Und doch waren seine Hände gebunden. Konnte er über den Kopf des Vaters handeln? Das hieße dem ehrgeizigen Manne den Todesstoß geben. Und wenn er ihm die Wahrheit zeigte, war daselbe zu befürchten. Nirgends ein Ausweg — so viel er auch grübelte. Und doch mußte etwas geschehen, und zwar bald. Der alte Werkmeister von der Sägemühle ging auch mit Klagen hinter ihm her.

„Es ist eine Schande, Herr, wie er es treibt“, hatte er ihm gestern wieder gesagt. „Alle Augenblicke ist er hinter der Grenze und Gelder trägt er in die Polenbank nach Beuthen. Nicht klein sind die Summen! Wo hat er sie her —? Das Volk ist arm!“ Dabei waren seine Augen rund um den Holzplatz gegangen —



als wollte er sagen: Jeder Stamm hier wandert in die Polenbank, deutsches Holz — zu solchen Zwecken! Es ist eine Schande — da und — — Na, das andere geht mich nichts an," schloß der alte Mann, dessen Brust das eiserne Kreuz zierte.

Herbert hatte ihm auf die Schulter geklopft, „Es wird anders, Menzel, verlassen Sie sich darauf. Und zwar bald.“

Das Versprechen war gegeben. Aber die Erfüllung ein Problem. Daran dachte er, wie er, von der Feldjagd kommend, langsam nach Hause schritt.

Er hatte nur geringe Beute — ein paar Hühner baumelten an der Jagdtasche, ein Häschen füllte sie — er hatte gar keinen sicheren Schuß gehabt. Wie ein Sonntagsjäger immer daneben gezielt. Die Jagdstimmung fehlte ganz und gar. So lange der Pole hier lebt, gibt's kein ruhiges Atmen für mich, dachte er, den Weg durch das Dorf nehmend. Hier sah es festlich aus. Gepudte Kinder, Feiertagsmienen; eiliges Hin- und Herrennen. Eine Hochzeit. Die Blechmusikanten sammelten sich vor der Kirche — quer über den Weg kam Helene. Sie glühte im Eifer harmloser Freude.

„Unsere Marianne und der junge Michael," sagte sie erklärend. „Die beiden kennen sich schon drei Jahre. Ich mußte Braut schauen. Du glaubst gar nicht, wie glücklich sie sind.“

Sie verstummte plötzlich. Ein merkwürdig zwingender Blick Herberts ließ ihre Nerven spielen. Still ging sie neben ihm her. Ihr war's als müsse sie sie halten, die glückliche Minute. Er liebt dich! jubelte es in ihr. Rundum die Ruhe des Herbstes, des heiteren Oktobertages, der noch ein wenig Sonnengold für die Erde übrig hat. Auf den Ebereichen, die die Straße umsäumten, lustige Gäste, Seidenschwänze, Raft machend vor der reichen Futtertafel auf ihrer Wanderung nach Rußland. Sie zankten und zwitscherten, flogen auf und flogen ab, ließen ihren Farbenreichtum in der Sonne spielen. „Es gibt einen frühen Winter," dachte Helene, sagte aber nichts.

Herbert befand sich in einer seltsamen Stimmung. Seine Pulse flogen wie im Fieber, seine Kehle war trocken, tausend

Worte drängten sich auf seine Zunge, aber der Mund blieb stumm.

Vom Dorfkirchlein her kam Blechmusik. Aus dem Tore trat der Hochzeitszug. Die verschämte Braut, der glückliche Bräutigam voran. Es war ein Jauchzen und Jubeln; schreiend liefen Kinder nebenher.

Helene und Herbert sahen zu gleicher Zeit hinüber, sahen sich gleichzeitig in die heißen Augen. Blutüberströmt senkte Helene den Kopf. Nichts war gesprochen, und doch so viel gesagt worden.

Endlich raffte sich Herbert auf.

„Du weißt es, Helene, daß ich Dich lieb habe! — Ich brauche doch nicht erst viele Worte drum zu machen?“

Nein, das brauchte er nicht. Die schönste Stunde ihres Lebens schlug ihr, und mit allen Banden, die geheimnisvolle Natur zwischen Mann und Weib geschaffen, zog er sie hin zu ihm. —

Aber in das machtvolle Drängen mischte sich stürmisches Frühlingsrauschen; ein dunkles, rundes Augenpaar — ein Glühen von fremden Rüssen auf ihrem Munde. Konnte sie den Mund dem Geliebten je zum Kusse reichen?

„Niemals kann ich die Deine werden, Herbert.“

Er hörte die trostlose Hoffnungslosigkeit in ihren Worten nicht. Nur die nackte Tatsache klang ihm ins Ohr. Der Born maßloser Eifersucht stieg in ihm auf.

„Du liebst den Polen.“

Sie sah ihn verwundert an. „Den Polen? Wen meinst Du damit, ich kenne keinen Polen!“

War es Wahrheit, was sie sagte? „Seid Ihr wirklich so verblendet, Du und der Vater? Habt Ihr Euch wirklich von dem Achselträger betrügen lassen?“

Helene erbleichte. Die Wahrheit enthüllte sich ihr in beschämender Klarheit. Sie schlug die Hände vor das Gesicht, als könne sie so die Schmach verbergen, die flammend ihre Seele traf.

„Ich habe nicht gewußt, daß er ein Pole ist,“ sagte sie tonlos. Und dann nach einigem Zögern fast unhörbar: „Er hat mein Wort.“

Herbert nickte nur. Ihm war das nach dem Gehörten nicht verwunderlich. So standen sie beide am Parktor, still, verzweifelt. Herberts Hand lag auf dem Drücker. Seine Gedanken gingen rasch. Wie schon einmal, schoß es ihm durch den Kopf: „Was willst Du von den beiden? Ein gebrechlicher Mann, ein hilfloses Weib! Die zu umgarnen ist wahrlich keine Kunst. Die Schuld ist mein — ich habe mich zu wenig um sie gekümmert.“ Aber wie es auch war, Helene war ihm verloren.

Er warf einen Blick voll schmerzlicher Trauer auf sie. — „Geh jetzt, Helene — wir reden noch darüber — aber nicht jetzt.“

Helene gehorchte. Wie eine Schuldige senkte sie den Kopf. Nicht einmal sah sie zurück. Sie hörte nur die Tür ins Schloß fallen und seine Schritte ferner und ferner verhallen.

Vom Dorf kam Hochzeitsmusik, in den Bäumen gurrten Wildtauben. Sie warf sich ins Gras und weinte herzerbrechend.

* * *

Schwarz sah heut öfter nach seinen Kindern, wie er Helene und Herbert immer nannte. Die waren gar nicht wie sonst. Helene bleich und verweint, Herbert still und finster.

„Sie haben sich gezannt,“ sagte sich Schwarz, schmunzelnd des Sprichworts gedenkend, „was sich neckt, das liebt sich.“

Am Nachmittag ließ Herbert sein Pferd satteln. Er war endlich zu einem Entschluß gekommen. Ein Wort unter vier Augen mit dem Hallunken, tats unter den gegebenen Verhältnissen vielleicht auch.

Als er das Dorf kreuzte, sah er einen Wagen nach dem Herrenhause fahren. Ein Herr saß darin, behaglich im Fond lehrend. „Besuch,“ dachte Herbert und gab dem Pferde die Sporen. Es dunkelte schon — Nebel stiegen auf. Dicke, schwarze Herbstnebel. Sie legten sich dicht über die Erde, unbeweglich

wie graue Mauern. Herbert sah bald den Weg nicht mehr — aber er konnte sich auf sein Pferd verlassen. — — — — —

Unter einem Bretterschuppen des Vorwerks stellte er sein Pferd ein; nachdem er vergeblich nach Leuten ausgeschaut. Nirgends ein lebender Mensch. Nur das Rasseln der Sägemühle gab die Nähe der Menschen zu und das trübe Licht, das aus dem Herrenhaus kam. Es leuchtete aus dem Saale, der eigentlich nicht bewohnt wurde.

Herbert wunderte sich darüber. Alle drei Fenster schienen hell. Wie rote Schmutzstellen schwamm der Lichtschein im Nebel.

Auf einmal fühlte er sich mitten auf dem Wege angehalten.

„Guten Abend, mein Herr!“ Es war Sidonie. Sie gab sich Mühe, ihn vom Hause fernzuhalten, das merkte er bald. Sie wandte sich dem Wege zu, den er eben gekommen. „Ich habe im Dorfe zu tun, wollen Sie mich begleiten?“ sagte sie. Jetzt erst fiel es Herbert auf, daß sie in Hut und Mantel war.

„Bei diesem Wetter ins Dorf zu Fuß?“ Seine Stimme klang verwundert, während er ruhig weiter ging.

„Sie finden niemanden zuhause,“ setzte sie bedauernd hinzu, ohne seinen Einwurf zu beachten.

Er wies auf die erleuchteten Fenster. Sie blieb erschrocken stehen, sagte aber gefaßt:

„Es wird Samen sortiert.“

Das war nun freilich möglich. Der Saal des Hauses diente schon lange als Vorratskammer.

Herbert kam sich auf einmal recht abenteuerlich vor. Er hatte sich allerhand Gedanken gemacht und lachte sich selber aus, ob seiner lebhaften Phantasie.

„Ich hätte dringend mit Ihrem Bruder zu reden.“ Es lag Bedauern in seinen Worten.

Sie zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht wann er nach Hause kommt.“

Herbert stand unschlüssig. Es war etwas in ihm, das ihn zögern hieß. Er sah Sidonie an, die mit aufeinander gepreßten

Lippen neben ihm stand, und dann wieder auf den Lichtschein, der aus dem Fenster fiel. Endlich wandte er sich dem Bretterschuppen zu. Er sah nicht wie blaß Sidonie in diesem Augenblick war, wie ihre Lippen zuckten, jeder Nerv an ihr bebte.

Gott sei Dank! ging es befreiend durch ihren Sinn. Wenn er mir nicht geglaubt hätte! Sie atmete schwer. Eine Flut von Möglichkeiten wogte blitzschnell durch ihren Geist. Wenn er jetzt in das Haus gegangen wäre? Dann wär' es hier aus mit aller Herrlichkeit. Dann mußte Poschufinski mit Schmach beladen — das Blut siedete plötzlich durch ihre Adern — es stieg erstickend in ihr auf, hemmte den Schlag ihres Herzens — dann, dann war ihm aber auch Helene verloren, mit ihrem reichen Erbe! Nie, nie konnte sie dann noch sein Weib werden — dann war er wieder frei, dann war die Möglichkeit da, daß sie doch noch — es drängte sich jauchzend über ihre Lippen; aber sie zwang jeden Laut nieder mit übermenschlicher Kraft. Mochte er doch hingehen und den andern überraschen —! Ihr konnte niemand eine Schuld daraus machen — der Nebel — immer tiefer glitt sie hinein. Als Herbert sich umsah, sah er nur noch den dunklen Schatten in der Richtung des Hauses. Er rief sie — sie gab keine Antwort.

Sonderbar, dachte er, das hat was zu bedeuten. Kopfschüttelnd ging er weiter. Er kannte Sidonie als exzentrisch — diese Art aber war ihm doch unverständlich. Es sah fast aus, als habe sie Wache gestanden. Der Gedanke kam ungerufen. Aber er schien so natürlich, daß Herbert glaubte, jetzt müßte das Licht hinter den Fenstern verschwinden. Er starrte wie hypnotisiert auf die Lichtflecke. Es zog und zog ihn. Schließlich stand er vor der Haustür. Sie war nur eingeklinkt. Jetzt war er im Flur. Rechts die Wohnräume dunkel, verschlossen; links — — ja was war denn das? Der große Saal voll Menschen, Arbeiter vom Borwerk, Klafterschläger, Rindenschäler, Bech-sieder, aber auch Fremde — Hüttenarbeiter und Bergleute. Wohl hatte man hier tatsächlich gearbeitet, Grassamen lag aufgeschichtet und Siebe dabei; im Augenblick aber war alle

Aufmerksamkeit auf Poschufinski gerichtet, der im Hintergrunde auf einer Bank stand, heftig mit den schmalen Händen gestikulierend und mit lauter Stimme redend. Polnisch natürlich. Herbert war keinen Augenblick darüber verwundert. Die Frechheit dieses Menschen erregte hellen Zorn in ihm. Er mußte seine ganze Besonnenheit zusammennehmen, um nicht sofort hinzugehen, und Rechenschaft von dem Manne zu verlangen, der deutscher Untertan und Soldat war. Doch schien es klüger, sich erst davon zu überzeugen was eigentlich der ganze Auftritt zu bedeuten hatte. Ob seine Ahnung, hier vor einer nationalen Wühlerei zu stehen ihn nicht trog.

Er blieb in dem dunklen Flur stehen, in dem er jedes Wort verstand. Klar und deutlich klang es zu ihm heraus. „Ihr wißt alle, daß auf dieser polnischen Erde, von der Oder bis zum Dnieper, von der Ostsee bis zu den Karpathen und zum Schwarzen Meere für niemanden Raum ist, außer — für uns. Wir werden die Deutschen besiegen, werden sie vom Erdboden vertilgen. Auch die Russen. Das ist unser historisches Recht, unsere heiligste Pflicht.

Die Warthe, Weichsel, Memel, Oder sind polnische Flüsse. Wir erobern sie mit Blut und Eisen.“

Er machte eine Pause — seine Augen blickten über die Versammlung hin. Es ging wie ein Ruck durch die Männer, magnetisch hingen ihre Blicke an dem Fanatiker.

„Ja meine Freunde — meine Oberschlesier, auch Ihr, die Ihr bisher an Polen nur eine Stiefmutter hattet, sollt mitarbeiten an dem Werk der Auferstehung. Ganz Polen sieht mit Sehnsucht auf Euch und hofft trotz allem Bitteren, das in der Vergangenheit für Euch liegt, auf Eure Treue. Darum die Herzen hoch und Liebe zum Bunde! Im historischen Polen ging der Adel voran. Jetzt soll das Volk die Führung haben! Aber es muß dazu erzogen werden, fremde Blutegel zu zertreten. Wir müssen alle Erscheinungen der Germanisation für unsere Zwecke ausnützen. Gleichviel, ob sie uns in Schulen, Kirchen, Vereinen, Zeitungen entgentreten, oder in den uns feierlichst

garantierten Freiheiten und Rechten der Konstitution. Solches
Lun ist gut — ist —“

Bisher hatte Herbert seine Ruhe und Fassung bewahrt. Er wollte den ganzen Umfang des Programms kennen lernen, das ganz und gar dem Fassungsvermögen des Volkes angepaßt, und für den Augenblick in seinen Einzelheiten kaum ernst zu nehmen war.

Welch eine Gefahr darin für das Volk selber lag, wie es ihre Begriffe verwirren mußte, das sah Herbert an dem Eindruck, den die mir theatralischer Kunst vorgetragene Rede auf die Leute machte.

Er überlegte nicht lange. Den Ekel, der ihm die unbeschreiblich schlechte, von allerhand Dünsten geschwängerte Luft bereitete, überwindend, drängte er sich durch die Versammlung und ehe die Ueberraschung allgemein wurde, stand er schon neben Poschufinski auf dem improvisierten Podium, — hoch, breit, gebietend. Seine Augen bohrten sich mit der Härte des Rechts in die irrlichternden Augen des Polen, der, alle Fassung verlierend, leichenblaß wurde.

Sekundenlang stockte jeder Atemzug in der Menge, es wurde still im Saal, wie in einer Kirche. Alle Augen hingen an den beiden Männern mit ausdrucksvoller Spannung. Und in diese Ruhe hinein tönte die kraftvolle klare Stimme Herberts, die sich an den ungetreuen Beamten richtete.

„Was Ihr Vergehen gegen das Vaterland anbelangt, ist Sache anderer Richter, Herr Poschufinski, — hier aber, das werden Sie begreifen, haben Leute Ihres Schlages nichts mehr zu tun.“

Die Totenstille hielt an. Sie erhielt den Charakter großer Bestürzung und Ratlosigkeit, als Poschufinski wortlos durch die Nebentür verschwand.

Die Leute sahen sich an, verblüfft, fassungslos.

Herbert benutzte den Augenblick und hielt den Leuten mit machtvollen Worten ihr Unrecht vor.

„Ihr seid deutsche Untertanen, seid zum größten Teil deutsche Soldaten. Mit Stolz habt Ihr den Rock des Kaisers getragen. Das Vaterland hat Eure Rechte bisher ebenso hochgehalten, wie die der Deutschen. Was Ihr tun wollt, ist Verrat, ist Schmach, die auf Euch allein zurückfällt.“

Einige Leute verließen den Saal — Herbert erkannte festhakte Bauern aus dem Kreise Beuthen. Er ließ sie gehen, ohne es zu bemerken und redete weiter mit Feuer und Begeisterung.

Er sah, die Leute wurden nach und nach lebendig — der Ausdruck ihrer Gesichter rege. Er sah, sie waren nicht überzeugt, aber doch ungeschlüssig geworden.

Als er geendet, zeigte sich auf den Gesichtern der vordersten Leute, die zu den Ältesten gehörten, eine gewisse Unruhe — es schien, sie wollten reden und fanden nicht den Mut dazu. Herbert sprach ihnen freundlich zu. Die Leute sahen sich an, als wollten sie sagen: „Ihr seht, er läßt mit sich reden.“ Und einer von den alten trat vor. In respektvoller Haltung blieb er vor Herbert stehen.

„Ich wollte nur gefragt haben — in aller Achtung natürlich — ob — ob —“ er hustete und suchte nach Worten. „Na halt, was nun mit unserm Herrn wird?“

Herbert ließ seine Augen stahlhart über die Menge leuchten. Sie duckte sich unter seinem Blick, kroch zusammen wie in Furcht.

„Hier steht Euer Herr,“ sagte er dann, jedes Wort scharf betonend, „soweit es sich um Leute des Vorwerks handelt.“ Geht ruhig heut nach Hause, aber vergeßt nicht, daß Ihr deutsches Brot eßt. Wem's nicht schmeckt, der laufe dem Verräter nach.“

Er hatte polnisch gesprochen und damit eine große Wirkung auf das Volk geübt. Sie tuschelten untereinander. „Ihr seht, es ist doch nicht alles wahr, was der andere sagt! Die Deutschen sprechen sogar auch unsere Sprache.“ „Ja, aber das mit der Kirche?“ meinte ein anderer. Herbert ließ ihnen Zeit. Seine Augen langten sich einige freche Burschen aus der Menge, die schlichen sich fort — einer nach dem andern. Der alte Holz-

schläger fing wieder an. „Wir werden wohl gehen müssen, Herr, — denn es is' nicht um das Brot, Herr! Es is nur um den Himmel.“

Herbert schaute nun doch etwas verwundert drein. So weit war ihm die Volksseele nicht bekannt um Sinn in den Zusammenhang bringen zu können.

Der Alte kraute sich seinen Kopf. „Ich mein halt, Herr — es ist halt“ — er stockte. Dann aber leuchtete es auf in seinen kleinen Augen. Er nestelte an seiner Brust herum — ein Lederbeutelchen kam zum Vorschein. Er zog ein Bildchen daraus hervor, wie man es auf Wallfahrten kauft und reichte es etwas ängstlich, wie einen kostbaren Schatz, seinem Herrn.

Herbert sah einen Wegweiser. Zwei Arme spannten sich nach entgegengesetzten Richtungen, auf dem einen war die Aufschrift in polnischer Sprache — do nieta (zum Himmel) zu lesen — auf dem anderen stand in deutschen Lettern — zur Hölle.

Herbert lachte nicht. Er stand erschüttert vor der niedrigsten Ausbeutung menschlichen Empfindens. „Armes Volk,“ dachte er, „armes, mißhandeltes Volk.“

„Und warum sollen die Deutschen nicht in den Himmel kommen?“ fragte er bewegt, dem Manne das Bildchen zurückgebend. Der nahm es mit ehrwürdiger Miene.

„Weil die Deutschen eben deutsch sind,“ beantwortete er dessen Frage. Dagegen war nichts zu tun, hier mußte die Zeit Aufklärung bringen.

„Ich will Euch etwas sagen,“ sprach Herbert im gütigen Tone zu den Leuten, „mit dem Boschufinski hier ist's alle. Wer mit ihm gehen will, soll's tun — wer bei mir bleiben will, dem will ich den heutigen Tag vergessen. Ich gebe Euch Zeit zur Ueberlegung.“

Das fuhr wie ein Blitz durch die Menge. Die Leute sahen sich an. „Wir haben immer Brot gehabt?“ — „Wahr ist's, unsre Weiber haben nie gehungert.“ — „Wer weiß, wie das mit dem

andern ist!" — „Jedenfalls wollen wir ihn doch erst hören," riet einer der Leute. Kleinlaut, unschlüssig verließen sie den Saal.

Herbert sah ihnen nach. Nur wenige gingen mit hochgetragennem Kopfe. Er lächelte und verließ das Haus; das öde und unbewohnt schien. Wo war der Pole, wo Sidonie? „Das war hohe Zeit," sagte er sich, als er sein Pferd bestieg. Die Worte des alten Jagdkumpans fielen ihm wieder ein. „Von Ihnen erwartet man ein Bissel Energie." Sie sollen sich nicht getäuscht haben in mir, die guten Leute, dachte er und unwillkürlich strafften sich seine Sehnen.

Er dachte an seinen Vater und das Herz wurde ihm schwer — wieviel Aufregung und Sorge stand dem alten Manne bevor; und welcher Klugheit würde es bedürfen, ihm alles in möglichster Schonung beizubringen.

„Holla" — er zog sein Pferd zurück, das plötzlich scheute — ein Reiter schoß an ihm vorbei. Er kam vom Herrenhaus. Wie ein Gespenst versank er in Nacht und Nebel. Unangenehm berührt, gab er dem Pferde die Sporen. Es lag etwas in der Luft, das ihn zur Eile trieb.

Es sollte sich zeigen, daß diese plötzlich erwachte Unruhe begründet war.

Der Herr, der am Nachmittag im Korbwägelchen seinen Weg gekreuzt, war Trautwein. Seit nahezu 30 Jahren kam er, wie das Mädchen aus der Fremde, zwar nicht mit den ersten Verchen, aber mit den ersten Seidenschwänzen, die der nahe Winter aus Rußland trieb. Es galt den Abschluß für neue Lieferungen Holz und Rinde. Schwarz empfing den alten Geschäftsfreund mit knurriger Liebenswürdigkeit. Der Freund war ihm willkommen — der Geschäftsmann hatte in seiner Achtung verloren, weil die letzten Rechnungen noch ausstanden. Helene brachte Wein — Rüdesheimer, einen guten Jahrgang. Die Herren stießen an auf gute Gesundheit, wie immer. Aber er war heut doch etwas anders, als sonst. Trautwein, ein gemüthlicher, alter Herr, streng reell in allen seinen Lebensanschauungen fühlte eine unsichtbare Schranke zwischen sich und

Schwarz. Ihm fehlte die behagliche Grundlage für seine Geschäftsinteressen. Er gab sich Mühe, den alten Boden wieder zu gewinnen, sprach von dem und jenem. „Ihr Sohn ist heimgekehrt?“

„Ja!“ gab Schwarz einsilbig zurück. Seine Brauen zogen sich hoch.

„Und wird sich hier ansässig machen?“

„Ich glaube wohl.“

Trautwein nickte wie bejahend. „Ein junger Kapitalist hat ja wohl auch ganz dankbare Aufgaben hier.“

Schwarz schielte ihn mißtrauisch von der Seite an — „was hat er eigentlich im Sinn?“ dachte er. „Na, ich meine, Arbeit gibt's hier im podolischen Osten genug. Das gärt und surrt ja überall von polnischer Freiheitslust, als ob Hummeln schwärmen.“

„Sagen wir lieber polnischer Frechheit,“ brummte Schwarz und dachte, kommt er noch immer nicht auf den Kern seines Besuchs.

„Ja, ja,“ fuhr der andere fort — „ein deutscher Grundherr hat hier keinen allzu leichten Stand. Er ist auf polnische Arbeitskräfte angewiesen — das ist immerhin mißlich. Uebrigens was macht denn Ihr Verwalter?“

„Boschufinski?“ Schwarz wurde lebendig. Nun kam's, endlich. Seine Laune hob sich sichtbar.

„Ja,“ gab Trautwein zu. „Es gehen da sonderbare Gerüchte herum. Ich hörte, er soll Polenführer sein. Man will ihn hinter der Grenze oft als Redner beobachtet haben.“

Schwarz lachte hell auf. „Solche Märchen,“ sagte er wegwerfend.

„Ja, wenn Sie für ihn eintreten,“ meinte Trautwein mit zurückhaltender Miene.

Nun polterte Schwarz los. „Wie es denn möglich sei, daß jeder und jeder über seinen Verwalter herfalle? Als ob er Landesverräter in seine Dienste nehmen würde? Er, dem die nationale Pflicht über allem heilig sei! Nein, Boschufinski ist

so gut deutsch, wie ich selber bin. Nur zu wenig vorsichtig in Geschäften — der scharfe Blick fehlt ihm und die geschäftliche Härte —“, und so kam sie langsam heraus, die Geldforderung, die Schwarz noch an Trautwein zu haben glaubte. Der war sehr verwundert. Ein Wort gab das andere — Helene, bisher eine stumme Zeugin, ging hinaus. Der laute Wortwechsel legte sich ihr auf die Nerven. Draußen wieder fiel ihr die Gefahr für ihren Pflegevater ein — jede Aufregung konnte sein Tod sein. — Sie wollte zurück, wollte schlichten, beruhigen, da kam ihr Trautwein mit dem Zeichen großen Schreckens entgegen. „Einen Doktor, um Gotteswillen einen Doktor!“

Helene überlegte nicht lange. Wie sie war, lief sie nach den Ställen, riß das erste beste Pferd heraus und ritt nach M. .

In diese Verwirrung hinein kam Herbert. Mit raschem Blicke erkannte er die Gefahr für das Leben des Vaters. Der schien trotz allem bei Besinnung. Trautwein und Marianne hatten ihn auf sein schwarzes Ledersofa gebettet. Mit ängstlicher Spannung erwarteten alle den Arzt. Es mußten immerhin Stunden vergehen, ehe er kam. Helene war eine gute Reiterin — aber der Nebel lag hindernd auf dem Wege. Bange, schwere Stunden rannen hin. Der Kranke lag still und röchelte. Niemand konnte ihm Linderung bringen. Die sonst, in ähnlichen Fällen von Marianne mit Erfolg angewendeten Mittel versagten diesmal. Mit ängstlicher Treue überwachte sie jede Regung ihres Herrn. Ihre Lippen murmelten Gebete.

Herbert und Trautwein standen flüsternd beisammen. Der alte Mann war tief erschrocken. Er machte sich heftige Vorwürfe. Schweiß stand auf seiner Stirn. „So ein Schuft,“ sagte er einmal mit aufatmendem Bohn.

Endlich kam der Arzt und Helene. Mit zerzaustem Haar, verängstigt, von Nebel durchnäßt. Ihre Zähne schlugen vor Frost und Aufregung aufeinander. Mit banger Sorge verfolgte sie die Mienen des Arztes. Sie waren nicht gut — zeigten wenig Trost. Trautwein zog sich erschüttert zurück. Helene, der Doktor, Herbert wachten die ganze Nacht.

Am Morgen schien es sich mit Schwarz zu bessern; er erwachte aus schlafähnlichem Zustande. Seine Augen irrten suchend herum, seine heißen Finger zupften und rissen an der Decke. „Er sucht den Tod,“ jammerte Marianne in der Küche. „Ich hab’ sie gesehen mit ihren grünen Augen heut in der Frühe, die weiße Frau“, wimmerte Jaschu. „Blödereien“, schalt ihn Marianne. „Das junge Fräulein wars vom Vortwerk, mit einem Briefe an unseren jungen Herrn. Jaschu blieb bei seinem Glauben. Er fühlte sich elend und griff zur Schnapsflasche.

Gegen Mittag kam der Pastor Lange. Bei seinem Anblick leuchteten die Augen des alten Schwarz. Es schien Leben und Besinnung in ihm von neuem zu erwachen. Aber es kam kein Wort über seine Lippen. Die Zunge gehorchte seinem Willen nicht mehr. Nur die Augen, unnatürlich glänzend, mit dem Ausdruck reinsten Güte blieben immer wieder auf Helene haften. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, um ihre aufquellenden Tränen zurückzudrängen. Sie kniete nieder an seinem Bette, ihr Kopf fiel auf den Rand der Decke und da — da hob sich die schwache Hand des Kranken und fiel wie segnend auf das blonde Haar. Er suchte sich aufzurichten. „Sonne,“ flüsterten seine fieberheißen Lippen — er sank zurück, die Augen wurden starr und fremd. — — —

Alle Unruhe, die ein plötzlicher Todesfall mit sich bringt, war vorüber. Statt ihrer lag Einsamkeit lähmend über dem Herrenhaus. Sie gähnte aus allen Ecken und Winkeln der Zimmer und Gänge. Hodte im Parke auf den verrasteten Wegen, den entblätternen Bäumen und Sträuchern; hing in den dicken, unbeweglichen Wolken, die wie eine Mauer zwischen Himmel und Erde standen.

„Schneewolken“, sagte Marianne; aber es fiel kein Schnee. Grau in Grau mit fahlem Gelb durchschossen, blieb die Farbmischung des grämlichen Herbsttages, an dessen Schwelle schon der Winter lauerte. Krähen zogen mit heiserem Schrei über Park und Felder. Nirgends ein freundliches Bild, ein Hauch warmen Lebens.

Starr, düster blieb die Natur, wie die Stimmung im Trauerhause.

Das Gefinde wagte kein lautes Wort. Es war dem lebenden Herrn treu und ergeben gewesen; vor den Schauern des Todes hielt diese Treue nicht Stand. Der Verstorbene war kein Katholik; war ohne Beichte und Absolution verschieden — „Gott sei seiner Seele gnädig. Es war ein guter Herr“ ging's flüsternd von Mund zu Mund. Und wer an der Tür des Sterbezimmers vorüber mußte, duckte sich in scheuer Furcht und schlug ein Kreuz.

Herbert hatte den ganzen Tag gearbeitet. Hatte versucht in den Wust von lieberlich geführten Büchern, angehäuften unerledigten Briefen und Rechnungen, Ordnung zu bringen. Poschufinski hatte sich das Leben auf dem Borwerk leicht gemacht — vielleicht auch absichtlich diese Unordnung geschaffen, um leichter verschleiern zu können. „Gelder trägt er nach Beuthen auf die Polenbank! Sie sind nicht klein die Summen! Wo hat er sie her —? Das Volk ist arm.“

Die Worte des Werkführers erhielten immer mehr Klarheit, je länger sich Herbert in die zurückgebliebenen Arbeiten vertiefte. Schließlich verlor er die Lust zum Weiterarbeiten. Die Nichtswürdigkeit mit der sein Vater hintergangen worden war, empörte ihn; auch besaß er die Maulwurfsgeduld nicht, die zu solcher Arbeit nötig war. „Mag sich ein Revisor damit abfinden,“ dachte er. Geregelt sollte alles so bald wie möglich werden; das war er seinem Ordnungssinn, war er Helenen schuldig. Sie war seine Miterbin und durfte um keinen Pfennig gekürzt werden in ihrem Erbanteil, wollte er den letzten Willen des Vaters ehren. Hatte doch die letzte Sorge des Sterbenden noch der Pflgetochter gegolten; sein letztes Wort ihr Dank geflüstert.

Er trat ans Fenster. Noch immer standen die Wolken unbewegt am Himmel wie schweres Alpdrücken über der schlafenden Erde. Rahl und struppig der Park; die Wege schmutzig gelb vom faulenden Laub — nirgend ein Schimmer von Freude.

Wie würde Kinderjauchzen selbst diesen grämlichen Herbst bezwingen!

Was er da auf einmal dachte? Nun ja, in diese Weltabgeschiedenheit gehört Familie — ein blühendes Weib, gesunde Kinder.

Er trat vom Fenster weg und ging mit gekreuzten Armen auf und ab. Aus den Zimmeredeln kroch schon die Dunkelheit gierig hervor.

Schließlich lag ja nur an ihm. Er konnte an jeder Tür anklopfen! Nicht ohne Grund war es ihm von verschiedenen Seiten nahe gelegt worden, die Zahl der ehefeindlichen Junggesellen im Industriebezirk nicht noch zu vermehren. Na dazu hatte er weder Lust, noch Eigenschaften. Nein, ganz und gar nicht. Aber das Weib, das er heimführen soll, kann doch nur Helene sein.

Hier aber tappte er noch völlig im Dunkeln. Liebt sie mich? Er wußte keine Antwort darauf. Seit der Szene am Parktor hatte er sie noch nicht allein gesprochen. Der Tod des Vaters, die damit verbundenen Aufregungen, die Trauer um den so plötzlich Verschiedenen standen zwischen allen persönlichen Wünschen. Auch war Helene gleich nach dem Begräbniß bei Pastors in M. geblieben. Er hatte seit Wochen nichts von ihr gehört. Kein Wort, keinen Gruß hatte sie für ihn. Ob sie es doch mit dem Polen hielt? Er war den Frauen jedenfalls gefährlich. Das bewies Sidonie, die ihm Familie, Ruf und Ehre unbedenklich geopfert hatte. Sie stammte aus guter Familie, wie Herbert nachträglich erfahren, und ihr geschwisterliches Pseudonym war nur auf dem Vorwerk nicht angefochten worden.

Es stieg ihm heiß zu Kopfe. Der Pole war wiederholt in M. gesehen worden.

Eine Thür ging hinter ihm. Marianne kam und fragte, ob sie Licht bringen solle.

„Licht?“ — Er sah nach der Uhr — kaum drei vorüber. Einen langen Blick warf er auf den Schreibtisch; die aufgehäuften Arbeit dort. — Ihm graute plötzlich davor; graute vor den bangen,

einsamen Stunden die sich zu Tagen, Wochen, Jahren reihen werden. „Das Vaterland macht große Ansprüche!“ dachte er. „Es gehört doch Mut dazu, hier auszuhalten; im äußersten Winkel der Monarchie.“

Marianne steckte die Lampe an. Eine alte Lampe, die einst dem Delverbrauch gedient und dann für Petroleum geändert worden war. Heut war auch das Petroleum ein überwundener Standpunkt. „Ich werde elektrisches Licht einführen,“ dachte er so beiläufig, während er Bücher und Briefe in das große Schubfach des Schreibtisches einschloß.

Auf dem Schreibtisch standen drei Photographien. Das Bild des Vaters — getreu getroffen mit seinem steifen, struppigen Haar; sein eigenes Konterfei, und Helene als Backfisch mit großer Halskrause und Hängezöpfchen. Das Bild war schlecht und verblaßt — aber die Augen so sorglos glücklich — er schaute lange auf das Bild — es wurde ihm lebendig, lockte, rief ihn.

„Jaschu soll satteln — ich will nach M. reiten,“ rief er Marianne zu, die noch im Zimmer war.

Auf dem Rücken des Pferdes wurde ihm wohler. Die gesunde, lange entbehrte Bewegung erfrischte ihn. Auch der Himmel schien endlich seiner bleiernen Ruhe überdrüssig; es schneite. Wie hinter einem weißen Vorhang, schwand jede Aussicht vor seinen Blicken. In der Hüttengegend lohete eine schmutzige Lichtwelle unter dem Himmel. Das Borwerk tauchte in wuchtigen Umrissen aus dem Schneewirbel. Quer über den Weg kam der Werkführer Menzel. Eingemummelt in einen Soldatenmantel . . . Herbert hielt sein Pferd an und rief ihn zu sich heran. Er hatte ihm vorläufig die Aussicht über das Borwerk übertragen.

Der alte Graukopf kam rasch näher. „Na, wohin in dem Wetter?“ fragte Herbert ihn freundlich.

„Mal in Kretscham — 's is' Löhnung heut.“

„So — und da heißt's wohl ein wenig Fürsorge spielen,“ fragte Herbert launig.

Der Alte lachte verschmizt. „Bei allen zieht's nicht," sagte er. „Es sind zu viele, die nicht warten können, bis sie die sauer verdiente Löhnung durch die Gurgel gejagt haben."

„Ja leider," gab Herbert zerstreut zu. Sein Pferd fing zu tänzeln an. Er nahm es fester zwischen die Beine. — „Wie steht's denn sonst im Vorwerk?"

„Gut — gut, Herr! Was die Gescheiten sind, die sagen „deitsches Brot — hartes Brot, aber besser wie gar keins," besinnen sich und bleiben. Und die Sakramenter die hunds-föttischen, die durchaus dem „Allpolen" nachlaufen, um die Herr, is' kein Schaden nich'."

„Da haben Sie recht, Menzel," sagte Herbert, „ist auch meine Meinung," grüßte freundlich und ritt weiter, während der andere durch den Schnee nach dem Kretscham stapfte.

Es war ein guter Einfall von Herbert gewesen, dem Manne den verwaisten Verwaltersposten zu überlassen bis er geeignete Kräfte dafür fand. Menzel stammte aus dem Volke, genoß das Vertrauen der Arbeiter, deren Sprache er so gut verstand wie das Deutsche. Der Herrschaft war er treu ergeben und so ein guter Ritt zwischen den beiden Parteien.

Nach etwa halbstündigem scharfen Ritt erreichte Herbert die Stadt. Die Laternen brannten mit trübem Lichte, das die dunstige Atmosphäre nicht zu durchbrechen vermochte. Der Schnee lag zähe und breiig und erschwerte das Reiten; auch scheute sein Brauner leicht vor den vermumnten, oft plötzlich auftauchenden Menschen in den sonst ganz einsamen Straßen. Er hatte Mühe, ihn in ruhiger Gangart zu erhalten. — Als er sich dem Ringe näherte, wurde die Stadt etwas belebter, auch heller, denn hier befanden sich Läden und Gasthäuser, mit elektrischer Beleuchtung. Er wandte sich nach seinem gewohnten Absteigequartier, um da sein Pferd einzustellen. Als er in den Hof einbog, sah er plötzlich dicht neben sich einen schwarzen Schleier auftauchen — er sah auf und erkannte Helene. Sie ging auf dem schmalen Bürgersteige, der an dem Gasthof vorbeiführte, aber sie war nicht allein. Herbert glaubte zu träumen

— der Pole ging mit ihr. Sie waren so sehr in ein Gespräch vertieft, daß sie Herbert nicht beachteten; auch gingen sie rasch. Als strebten sie aus der Fülle des Lichts ins Dunkle. Als Herbert, sich im Sattel hehend, ihnen nachschaute, waren sie schon um die Ecke eines Hauses verschwunden.

Herbert war so erregt durch dieses Zusammentreffen, daß seine Glieder zitterten. Also doch — mit eigenen Augen mußte er sehen, wie Helene sich an diesen Abenteuerer hängte! Ja, hatte er sich denn wirklich so furchtbar täuschen lassen durch ihr schlichtes, bestechliches Wesen! Während sie im Dorfe deutschen Bestrebungen nachging, gab sie sich selbst dem Landesverräter hin. Seine Agitationen, seine gefährliche, abenteuerliche Rolle, die er spielte, konnten ihr kein Geheimnis sein.

Er gab dem herzueilenden Hausdiener sein Pferd zur Versorgung und ging ins Pastorhaus. Mit dem alten Freunde wollte er die Sache beraten; vielleicht hatte er sich doch in der Person getäuscht.

Der Pastor und seine Frau saßen gemütlich an dem runden Eßtisch, über dem eine Hängelampe brannte. Er rauchte und las die Zeitung — sie strickte an Kinderjäckchen für ihre Enkelchen. Ein traulich, häuslicher Anblick, der Herbert in diesem Augenblicke ins Herz schnitt. Der dritte Stuhl am Tisch war leer; dort hatte Helene offenbar ihren Platz. Es lag ein leichtes Tuch über der Lehne, das er als das ihrige erkannte.

Die beiden alten Leute begrüßten Herbert herzlich und erfreut; aber es war ihm nicht möglich, Herr seiner Stimmung zu werden.

„Ich will es Ihnen nur gleich sagen,“ unterbrach er die freundliche Rede des Pastors, „Sie sehen mich erregt, bestürzt — ich habe soeben Helene mit Poschufinski getroffen.“

Diese Nachricht wirkte betäubend. Es wurde ganz still im Zimmer. Das Schweigen war Herbert die fürchterliche Antwort. „So ehrvergessen,“ rief er zornig. Da aber hob die Pastorin ihr mildes, vom weißen Haar umrahmtes Gesicht. „Nicht so rasch mit dem Urteil, lieber Freund — ich glaube nicht, daß

Helene etwas tun könnte, wovor sie sich schämen müßte. Ich ferne sie länger als Sie, Herbert, und lasse nichts auf sie kommen."

Da atmete auch der Pastor Lange auf. „Ja," sagte er, „wir wollen sie doch erst einmal selbst hören. Ich glaube, das ist sie!" schloß er, nach der Thür horchend. Und wirklich trat Helene in der nächsten Minute ein. Ihr Gesicht war sehr rot wie in starker Erregung, aber ihre Augen leuchteten in froher Ueberraschung als sie Herbert sah. Sie ging rasch auf ihn zu, beide Hände zum Gruß erhoben. Vor seiner grollenden, finsternen Miene erschraf sie, ließ die Arme sinken und sah fragend zu der Pastorsfrau hinüber. Auch hier nur ernste Mienen. „Ja, Kindchen, ich glaube Herbert hat Dir was ganz Besonderes zu sagen," sprach die Pastorin sich erhebend. Sie winkte ihrem Manne und die jungen Leute blieben allein.

Eine peinliche, schwüle Stimmung herrschte vor. Keiner sprach; Herbert würgte an Worten, die nicht über die Lippen wollten, Helene suchte vergeblich nach einer Erklärung der seltsamen Szene.

„Was soll das eigentlich, Herbert?" fragte sie sich endlich aufraffend.

Da riß ihm die Geduld. „Laß doch die Heuchelei!" gab er barsch zur Antwort.

„Aber Herbert!" Blick und Ton waren so aufrichtig erstaunt, daß er doch irre wurde. Er sah sie prüfend an; schuldig schien sie sich nicht zu fühlen.

Da atmete er tief auf und strich mit der Hand leicht über seine Stirn und sagte: „Willst Du ganz ehrlich, ganz aufrichtig zu mir sein, Helene?"

„Hab' ich Dich je belogen, Herbert?"

„Liebst Du den Polen?" Durchdringend ruhten seine Augen auf ihrem Gesicht. Sie hielt den Blick aus, schien aber sehr erschrocken, denn ihre Lippen wurden weiß.

„Liebst du den Polen?" Seine Frage wurde dringend.

„Nein," rief sie so energisch und so entsetzt, daß er seine Ruhe wieder fand. Das war ehrlich — aber wie kam sie dann

in seine Gesellschaft? „Warum gehst Du denn mit ihm spazieren?“ gab er seinem Denken Ausdruck.

Da wurde ihr die Szene plötzlich klar. Sie lachte befreit auf: Darum also der Ernst und die Feierlichkeit! Du hast mich gesehen heut und Dir gleich einen Roman zusammen gedacht. Nein, Herbert! Die Zeit ist vorüber. Einmal freilich — fuhr sie bekümmert fort — „da hab ich geglaubt ihn zu lieben. Im Frühling war's. Der Sturm raste durch den Park und weckte alles träge Leben. Da ging auch durch meine Brust ein wunderliches Sehnen nach Glück. Als ob ichs fangen könnt, lief ich den Hügel hinab, mit dem Winde um die Wette. Und unten stand er — fing mich auf und küßte mich“. Sie wurde rot und senkte den Blick. — „Ich dachte, das sei das Glück,“ sagte sie leise. „Er nannte mich seine Braut. Ich war zufrieden und freute mich. Aber wie es möglich war, das vermag ich nicht zu sagen. Es dauerte nicht lange, das Glück. Wenn ich in seiner Nähe war, empfand ich ein peinliches Bangen, ich fürchtete mich, wenn er mich küßte. Ich mied ihn unter allen möglichen Vorwänden. Es ist Unsinn, dumme Backfischscheu, sagte ich mir, wenn ich allein war. Es mögen wohl alle Mädchen solch peinliches Unbehagen haben, ehe sie sich ganz an den Mann ihrer Liebe gewöhnen. Ich quälte mich mit Selbstvormürfen, suchte alle seine Vorzüge heraus, bildete mir ein, ihn glühend zu lieben und wenn er kam — da wieder dieses ewig fremde, warnende Empfinden. Ich litt, und hatte nicht den Mut mich frei zu machen. Er hatte mein Wort, hatte mich geküßt — da kamst Du, Herbert —.“ Sie senkte den Blick und schwieg. Ihr Gesicht erglühte in tiefstem Rot, ihre Hände zitterten vor Erregung.

Lächelnd umfaßte sie sein Blick. Aller Groll in ihm war tot — daß sie die Wahrheit sprach — er sah es klar genug, sah bis auf ihres Herzens Grund. Er trat zu ihr und legte den Arm um sie wie einst, da sie noch Kinderkleider trugen. Sie wehrte ihm nicht. „Und heut? Was hat meinen Liebling heut mit ihm zusammengeführt?“ fragte er, ihren Kopf an seine Brust drückend.

„Heut —?“ Mit glücklichen Augen sah sie zu ihm auf.
„Heut, Herbert, hab ich mich von ihm frei gemacht.“

Als Herbert heimritt, leuchtete die Erde im winterlichen Weiß. Die Wolken waren zerrissen und im beständigen Fliehen. Der Mond ließ tausendfach die zarten Schneesterne glitzern und flimmern. Es sah alles so reinlich, so feierlich aus wie an einem Festtage.

Das Vorwerk an dem Herbert vorüber mußte, lag in tiefer Ruhe. Die Pappeln vor dem Polenhause standen wie Wachen still und steif. Hunde schlugen an — ihr Laut verhallte und wieder Ruhe, feierliche Stille. In der Ferne ein Leuchten und Glühen der Hüttenwerke; aufschießen züngelnder gelber Flammen. Das Mahnen an deutsche Arbeit, die diesen Erdenwinkel erst wertvoll gemacht; das Mahnen an deutsche Pflicht — überall trat es ihm entgegen. Er hielt sein Pferd an und etwas von der erhabenen Größe der einsamen Feierlichkeit rundum kam über ihn. Er sah es erblühen das Deutschtum und weiterwachsen; beseelt vom Geiste, der es einst hierher gepflanzt. Die Opfer und Mühen, die der große Preußenkönig diesem Stückchen Erde gebracht, das Blut, das darum geflossen, es durfte nicht verloren gehen im frechen Polentum. Der weiße Adler, den einst die schlesischen Pfaffen selbst vom Schild gerissen, er hatte kein Heimatsrecht in Schlesien! Und auch seine Pflicht war es, auszuharren nach des Kaisers Wort an diesen reichsfernen Grenzen wie ein Posten auf der Wacht.

E n d e.



Im Morgenrot.

Gin kleiner Grubenort — geduckt im Schnee. Plump treten aus dem Abendnebel die dunklen Schachtgebäude. Wie ein drohender Finger weist der hohe Schornstein zum winterlichen Himmel; der im Norden rötlich glüht.

Riesigen Schildkröten gleich, liegen die niederen Beamtenhäuser unter tiefem Schindeldach. Aus kleinen Fenstern fällt fahles Licht auf die verschneite Straße. Pappeln stehen vor den Häusern wie stramme Soldaten.

Hinter allem steht der Wald. Starr, schneebedeckt, umschließt er den Ort wie ein heimliches Nest. Hohe stolze Bäume, Urwaldstämme, Sinnbilder ungebrochener Kraft, blicken herab auf armseliges Menschenwerk.

Noch fühlen sie nichts von der treibenden Kraft einer neuen Zeit, die das Fundament ihres Seins untergräbt und zerwühlt. Träumend erwarten sie den nahen Frühling.

Rechts von der Häusergruppe lehnt am Waldestrand ein kleines Haus. Im Schutze hoher Buchen steht es, älter, niederer als die anderen. Eine Lattenlaube, im dünnen Weingearanke wölbt sich über der Tür, in deren Rahmen ein junges Mädchen steht und angelegentlich in den winterlichen Abend schaut.

Vor ihr breitet sich die weiße Ebene bis zur Waldgrenze aus. — Das Schachtgebäude mit Turm und Förderrampe, die flackernden Wachtfeuer in eisernen Pfannen, die Kohlenhalden, an deren Fuß gefrässige Flämmchen mit buntem Lichte aufwärts kriechen.

Sin und wieder huschte eine dunkle Gestalt über den Weg und verlor sich im nebligen Dunkel.

Sonst menschenleere Einsamkeit rundum. Es war Sonnabend, und die Förderung über Tage nach vier Uhr eingestellt.

Auf einmal unterbrach ein schrilles Läuten die tiefe Ruhe. Das Grubenglöcklein rief zum Schichtwechsel. Von allen Seiten kamen Menschen herbei. Schlanke Leute in ernster, dunkler Tracht.

In gemessenen Schritten strebten sie dem Bechenhause zu.

Andere gingen müde und still heimwärts. Bald glich die weiße Ebene einem kribbelnden Ameisenhaufen, der sich nach und nach wieder löste. Lange Menschenreihen zogen auf schmalen Wegen zur Grube, deren Einfahrt seitlich von den Familienhäusern über Tage lag.

Irlichtern gleich hüpfen die Flämmchen über dem Boden, rußend und flackernd im rotglühenden Licht.

Eines nach dem andern tauchte unter in gähnender Finsternis und wieder lag die Einsamkeit mit schweren, grauen Flügeln über der erstarrten Erde.

Aus dicker Luft löste sich der Schnee und fiel in weichen Flocken nieder. Eva empfand plötzlich die feuchte Winterkälte unangenehm; zog das Schultertextuch fester auf der Brust zusammen und hob zögernd den Fuß, um in das Haus zurückzugehen.

Da scholl ein gedämpftes „Glück auf!“ zu ihr herauf, das ihr das Blut warm in die Wangen trieb. Im Winkel zwischen Haus und Laube raschelte es im trockenen Fliederbusch.

Lachend trat ein junger Mensch hervor und leuchtete mit seiner Grubenlampe dem Mädchen fest in das blühende Gesicht.

„Ein Gruß vom Starbuis!“ rief er übermütig.

Eva wich erschrocken zurück. „Still, still,“ flüsterte sie ängstlich.

Er lachte — „Dummerl, kleines, hast Angst vor dem Berggeist?“ Dabei haßte er nach ihrer Hand. Sie wich ihm geschickt aus. „Du spottest immer nur,“ sagte sie verlegen, sich dabei nach allen Seiten umschauend, als fürchte sie Lauscher. „Und doch hat mir der alte Zulus erzählt.“

„Hör' doch nicht auf den Trinker,“ unterbrach Günter sie mit verächtlichem Nachdruck. Er hatte nun doch Evas Hand erhascht und drückte sie an seine Lippen.

„Ich bin böse,“ schmollte sie.

„Weil ich den Berggeist nicht genügend respektiere?“ fragte er lachend.

Sie hörte sehr wohl den Spott aus seinen Worten.

„Der Vater ärgert sich auch über Dich,“ wich sie einer direkten Antwort aus. „Du bist immer der Letzte, wenn's zur Schicht geht. . . .“

„Bah — — das hole ich ein!“ meinte er gleichgültig.

„Ja, aber der Vater sagt, es gibt ein schlechtes Beispiel für die andern. Und wenn es der Obersteiger erfährt. . . .“

„Wahrhaftig, Euch Weibern ist das Predigen angeboren“, rief Günter ärgerlich. „Wenn sich doch gefälligst jeder nur um sich selber kümmern möchte!“

„Ich mein's doch gut mit Dir, Franz,“ fiel Eva eingeschüchtert ein. „Du weißt doch, wie der Vater ist. Er ist immer der Erste im Dienst, der Letzte zurück, da nimmt er es streng mit andern. Wenn ich Dich nicht so gern hätte. . . .“

Da schloß er sie in seine Arme, trotz ihres Sträubens und küßte sie. „Sorg Dich doch nicht, Liebling,“ flüsterte er ihr ins Ohr. „Der Vater wird schon einwilligen, verlaß Dich drauf.“

Sie drängte ihn sanft von sich. „Ich wollt' Dir ja nur sagen, wie der Vater über Dich denkt, damit Du Dich darnach richten kannst — — — geh' jetzt!“

Ein letzter, warmer Händedruck. Ein zärtliches „Behüt Dich Gott!“ und Franz glitt in das Dunkel der Schneenacht

zurück. Das Licht seiner Lampe glänzte wie ein roter Stern aus dem Nebel, ferner und ferner — bis es, gleich den andern, untertauchte, in den Riesenleib der Erde.

So lange hatte Eva ihm nachgeschaut. Jetzt strich sie leicht über ihr feucht gewordenes Haar und ging ins Haus.

Krachend fiel die Tür ins Schloß, der eiserne Riegel knarrte. Die Nacht zog herauf, still und weiß, mit leise rieselndem Schnee.

Als Eva in die Küche trat, schlug ihr dicker Tabaksrauch entgegen. Es war finster, nur das Herdfeuer warf einen roten Schein auf die Diele und auf den alten Steiger, der in der Nähe des Ofens saß und rauchte.

„Na,“ rief er der eintretenden Tochter zu, „ich hab schon geglaubt, Du bleibst die Nacht heutzutage draußen und Dein alter Vater muß mit knurrendem Magen zu Bette gehen!“

„Das Essen ist gleich fertig,“ entschuldigte sich Eva, nicht ohne Verlegenheit und zündete die Küchenlampe an. Dann deckte sie den Tisch mit grauer Hausleinswand und irdenem Geschirr. Die Luft war zum Schneiden dick vom Broden der Kochtöpfe und den Rauchwolken aus Vaters Pfeife. Eva machte ein Fenster auf.

„Na nu!“, fuhr der Alte auf. Er fühlte sich in der überwarmen, dunstigen Atmosphäre gerade recht behaglich.

„Nur ein paar Augenblicke,“ bat Eva, „Es ist zum Ersticken hier!“

Er sah in ihr erhitztes Gesicht — — „Na, meinetwegen,“ brummte er dann: „Biel Gutes kommt bei dem Hundewetter auch nicht rein — aber die Jugend na“

Er stand auf und reckte sich, daß das Gefüge seiner Knochen krachte. „Ja, ja — man wird so sachte mürrbe,“ meinte er und schüttete die ausgerauchte Pfeife über dem Kohlenbecken aus. Dabei sah er seine Tochter fragend an „Ob ich mir noch eine anzünde?“

„Wie Du denkst, Vater, — aber wir essen gleich — ich stelle schon den Speck auf die Platte.“ „Es ist spät geworden“, brummte

er und stellte die Pseife in einen Winkel. „Dafür gibt es aber auch ganz was Gutes — schau her!“ rief Eva, und zog eine Wurst aus dem fertigen Zur.

Da zog sich dem Alten das Wasser im Munde zusammen; ein behagliches Schmunzeln ging um seine schmalen, bartlosen Lippen; er rieb sich vergnügt die Magengegend.

„So eine Verschwenderin!“ zankte er dabei im Scherz. „Wurst am Sonnabend! Hast wohl einen alten Juden erschlagen, he!“

Sie stellte die Zur und die mehligten Kartoffeln auf den Tisch, zerschnitt die Wurst, füllte die Teller und bat zum Essen.

In der Küche war es heimlich. Im Ofen knisterte das Feuer; das Wasser im Kessel zischte und sumimte, die Schwarzwälder schlug gemütlich den Takt dazu. Der Rauch hatte sich verzogen und der Duft des einfachen, aber schmackhaften Essens stieg aus Töpfen und Tellern.

Leonhart aß mit dem Behagen jener alten Leute, für die die Welt nur noch physische Genüsse übrig hat. Auch mit demselben Egoismus. Erst als er sich gesättigt hatte, schob er der Tochter ein letztes Endchen Wurst hin. „Iß Mädels, damit wir schönes Wetter bekommen!“

Sie tat ihm den Gefallen, obgleich sie keinen Hunger hatte. Ihre Gedanken weilten noch immer bei Franz. Seit ihrer Kinderzeit kannte sie ihn. Ein wenig wichtig hatte er immer getan, schon darum, weil er der einzige Mensch im Orte war, der ein Gymnasium besucht hatte. Alle Beamten an der Grube hatten sich von unten auf heraufgearbeitet. Die Berginspektion war in der Stadt ansässig. So war im Orte kaum jemand, der über Volksschulbildung hinausragte.

Leonhart hatte nicht einmal die Volksschule dauernd besucht. Er war auch heute noch der Meinung, daß die Grundelemente aller Wissenschaft — Schreiben, Rechnen, Lesen — genügen, um den Menschen vorwärts zu bringen, wenn er einen hellen Kopf besitzt und fleißig ist.

Ein Teil seiner Abneigung gegen Franz, war dessen höherer Bildung zuzuschreiben. Der junge Mensch brachte durch seine Art zu reden, sich zu bewegen, über Dinge im Bergwerke zu urtheilen, die nach Leonharts Ansicht erst nach einer Reihe von Jahren begriffen werden können, einen Riß in das patriarchalisch angehauchte Leben der Kolonie, einen frischen Zug, den die Alten ungemütlich empfanden.

Franz hatte die Bergschule in Tarnowitz auf Kosten der Gewerkschaft besucht und war dadurch in ein Abhängigkeitsverhältniß zu ihr gekommen. Er war ihr drei Jahre lang verpflichtet; auch wurde ihm das vorgestreckte Geld ratenweise abgezogen.

Während seiner Bergschulzeit hatte Eva ihn nicht gesehen — erst als er dann plötzlich im Orte wieder auftauchte, hatte sich auch das alte herzliche Verhältniß zwischen ihnen wieder eingefunden. Sein frisches, fröhliches Wesen nahm sie für ihn ein. Wenn sie in seine blanken Augen schaute, mußte sie an Rotselchen und Finken denken, so munter, flug und offen schauten sie.

So war langsam und unbemerkt die Liebe zu Franz in ihr Herz geschlichen. Noch galt es, den Vater zu gewinnen, der so wenig Sympathie für ihn hatte.

So in Gedanken deckte sie den Tisch ab, stellte dem Vater ein Glas einfaches, selbst gefülltes Bier hin und legte ihm den Kalender zurecht, der neben der Legende der Heiligen seine einzige Lektüre bildete.

Zeitungen wurden damals im Orte nicht gelesen. Vielleicht las der Schullehrer oder der Förster eine — gesprochen wurde nicht davon. Große Weltereignisse gingen, ebenso wie kleine Geschichten von Ort zu Ort, von Mund zu Mund. Die Holzhändler, die von Zeit zu Zeit den Ort besuchten, die Fuhrleute, die aus Oesterreich kamen, und die Kirchenbesucher, welche die Nachbarorte aufsuchen mußten, um ihrem religiösen Bedürfnis zu genügen, brachten die meisten Neuigkeiten mit.

Heut war Leonhart offenbar nicht aufgelegt zum Lesen. Er schob das Buch mit der aufregenden Tragödie „Ivan Mazeppa“ achtlos zur Seite. Sein durchfurchtes Gesicht spiegelte ein ernstes Denken wieder. Das verspätete Nachtmahl hatte seine Gedanken zu Franz geführt. Er war ihm als Freier seiner Tochter aus mehr als einem Grunde nicht unangenehm. War ihm zu feß, zu leichtlebig, zu arm.

Letzter Umstand wog dabei am schwersten. Leonhart hatte sich in harter Arbeit ein kleines Kapital erspart — sollte er das so einem Habenicht in die Arme werfen? Besaß der die Eigenschaften, es zu mehren? Und dann, wer gab ihm die Gewähr, daß Eva glücklich mit Franz wurde! — Er hatte nur das eine Kind. Sie war ihn von allen seinen Lieben allein auf der Welt geblieben. Er liebte sie darum mit doppelter Zärtlichkeit. Sah sie doch der Seeligen ähnlich, wie ein Ei dem andern! Die gleichen, glänzenden, weizengelben Zöpfe, die Augen in ihrer tiefen Bläue — — — der kirschrote Mund! Selbst in der Figur glich sie ihr zum Verwechseln. War ebenso schlank, so mittelgroß, wie die Tote.

Manchmal, wenn Eva ganz unvermutet vor ihn hintrat, in irgend einem Kleidungsstück der Mutter, das sie auftrug, erschrak er über ihre Ähnlichkeit mit ihr, meinte, sein Weib sei aufgestanden und gehe ordnend und schaffend durchs Haus.

„Komm einmal her, Kind!“ rief er bewegt der Tochter.

Zögernd kam sie — sah schüchtern zu ihm auf. Er wandte den Blick zur Seite. Diese Augen. Diese strahlenden, ehrlichen Blauaugen

„Hast ihn wohl mächtig gern, den Franz Günter?“ fragte er sie und strich liebevoll über ihr blondes Kraushaar.

Sie nickte verschämt und wandte ihr erglühendes Gesicht zur Seite.

„Nu — nu,“ meinte er gerührt „zum Schämen ist da nichts, Du dummes Mädel, Du! Hab' nichts dagegen, daß meine Eva ein ganz verliebter Racker is'! Jung is' jung; aber daß es gerade der Springinsfeld, der Günter, sein muß“

Eva hob erschrocken den Kopf und sah mit ängstlichen Augen zum Vater auf. „Was hast Du nur gegen ihn! Er hat Dir doch nichts getan?“ fragte sie kleinlaut.

„Hm!“ Er mußte nicht gleich zu antworten. Er mochte ihr nicht sagen, daß ihn hauptsächlich seine Armut störte. Wenn er wenigstens sparsam gewesen wäre! Aber da saß der Haken. Immer Vorschuß! Nie langte er von einer Lohmung zur andern; trotzdem er als Oberhäuer gut verdiente. Auf einen gelegentlichen Rausch kam es ihm auch nicht an. Und dann das Neumodische! Er trug sich außerhalb des Dienstes wie ein Stutzer — trug goldene Knöpfe im gestärkten Hemd! Wo soll einer hinkommen, bei solchem Luxus! Das Pfeiserauchen war ihm auch nicht nobel genug. Zigarren mußten es sein. Fünf Pfennig das Stück! Und dann das Uebersehen der alten Sitten! „In der Grube pfeift und flucht er wie ein Heide,“ schloß er seinen Gedankengang laut und ärgerlich.

Da mußte Eva doch lächeln. Wenn sie auch selbst nicht frei war von dem Aberglauben ihrer Zeit; soweit aber stand sie doch darüber, daß ihr diese Sünde nicht sehr groß vorkam.

Leonhart faßte es anders auf. „Zum Donnerwetter, fluchte der leicht erregbare Mann, „was is denn da zu lachen!? Mag einer es halten wie er will, glauben oder nicht, den Brauch der Alten soll er ehren! Nicht verspotten und verlachen! Was Sitte is' is' Sitte — dagegen kommt ein einzelner nicht auf! Is' alles nicht ohne Grund da. —

Daß da unten manches wunderbar ist, willst Du das etwa streiten? Ist mir selber manches passiert, was sonderbar war. —

Oder was sagst Du da dazu, wenn Deine Lampe, die eben noch mit schöner, roter Flamme brannte, plötzlich blau erglüht? Oder es drückt Dich einer mir nichts Dir nichts an die Wand, daß Dir Hören und Sehen vergeht! Und das Geseufze, Geschleiche, Gezische in der Grube..... nein, nein — da läßt sich nichts sagen! Wenn auch so ein allerwelts Besserwiffer noch sehr herumspöttelt...!“

So polterte der alte Veteran der Grube seinen Groll und seine Sorgen von sich. Eva blieb ganz niedergeschlagen. Sie wusch das Küchengeschirr ab; kam aber vor den langsam rinnenden Tränen damit nicht so recht vorwärts.

Leonhart sah es; da regte sich sein gutes Herz. „Was weinst denn, dumme Urschel? Was hab ich Dir denn getan? Verdirb Dir lieber nicht die Augen; kommst noch früh genug dazu. Geh, schau daß Du ins Nest kommst, morgen ist auch noch ein Tag.“

Er erhob sich. Wie er da stand, schlank und geschmeidig, wie die meisten Bergleute, aufrecht in seiner Haltung, das durchfurchte Gesicht wohl farblos, aber frisch, die Augen klar — hätte ihn niemand seine fünfundsiebzig Jahre angesehen; von denen er nahezu 50 Jahre in dem Grubendienste zugebracht. Das ruhige, anspruchslöse Leben glich aus, was die Grube verdarb. Die frische Waldbesluft tat auch das ihrige.

„Na, gute Nacht, Kind! Laß das Genatsche; lockst damit keinen Hund hinter dem Ofen vor! Kommt Zeit, kommt Rat; wollen die Sache erst mal beschlafen.“

Er küßte Eva, die sich zur Ruhe zwang, auf die Stirn und suchte seine Schlafkammer auf.

Auch Eva ging schlafen.

Es war ganz still im Hause, kein menschlicher Laut ließ sich hören. Da regten sich die kleinen Geister der Nacht, krochen aus Winkeln und Mauerlöchern. Das war ein Huschen, Rauschen, Seufzen, Flüstern, Nagen und Schlagen, ein Wispern überall. Aus Fenster schlug der Schnee mit feuchtem Finger.

Eva zog sich das Deckbett über die Ohren, ihr wars ganz unheimlich in der nächtlichen Einsamkeit. Das Gespräch mit dem Vater fiel ihr ein; alles was er vom „Starknui“ erzählt, wurde ihr lebendig.

Und wie sie so still und nachdenklich lag, ging ein seltsames Klingen durch ihre Ohren, wie fernes Glockengeläute. Aus der nächtlichen Finsternis löste sich ein Mann mit wüstem, rostfarbenem Bart. Er trug eine Grubenlampe in der Hand, die nicht brannte. Auf einmal war er fort, und Günter stand vor

ihr. Er hatte nur einen Arm und seltsam starre Augen. Rundum standen Bergleute. Alle stumm, alle schauten mit erschrockenen Mienen nach derselben Richtung. „Dort geht er! Mit meinem Arme geht er!“ flüsterte Günter geheimnisvoll, und zeigte nach einem dunklen Schacht.

In Schweiß gebadet erwachte Eva. Der Druck des Traumes lastete schwer auf ihr.

„Wenn ihm nur nichts geschieht,“ dachte sie verängstigt, stand auf, machte Feuer und brühte dem Vater die Wassersuppe auf. Kaffee wurde nur des Sonntags getrunken.

Draußen ging ein starker Wind. Er pfiß und heulte in schauerlichen Tönen, wirbelte den Schnee im wilden Tanze; schüttelte die Bäume und beugte ihre Kronen seiner Macht. Tauwind. — — — — —

II.

Langsam schmolz der Schnee, die Erde wurde weich. Die kleine Kolonie begann sich zu beleben. Kinder tummelten sich in den Straßen, Frauen schafften im Hausgarten oder auf den Feldern. Auch Eva hatte viel zu tun, ließ Reiser von den Beeten nehmen, Dünger auslegen, umgraben, das große Frühjahrereinemachen vornehmen.

Sie hatte keine Zeit zum Grübeln und zum Träumen. Mit Franz kam sie oft zusammen, wenn er zur Schicht ging oder von der Grube kam. Aber immer nur flüchtig, kurze Minuten. Glücksmomente, die zu den schönsten, reinsten Erinnerungen ihres Lebens gehörten. Sie bildeten die Ruhepunkte ihrer Sehnsucht, die Achse, um die sich all ihr Denken drehte. Sie teilte ihre Zeit darnach ein. Verlebte die eine Hälfte des Tages in Erwartung, die andere im Genuße der Erinnerung. Franz brachte ihr auch Bücher, suchte ihren Geist zu wecken für Lebensfragen, die außerhalb ihres engen Seins lagen. Die Ahnung von ihrer großen Unwissenheit zog durch ihre Seele und lebhafter Wissensdurst machte eine gelehrige Schülerin aus ihr.

So verlebte sie ihre Zeit im ruhigen Gleichmaß einer geregelten Häuslichkeit.

Eines Nachmittags legte sie Wäsche zum Mangeln auf dem weißgeschauerten Tische von Bindenholz, der in der Mitte der Küche stand, als es klopfte.

Zu so ungewöhnlicher Zeit und ganz schüchtern, erregte es Evas Verwunderung aufs Höchste. Auf ihr erstauntes „Herrein“ ging die Thür auf und ein junges Mädchen trat ein, dessen Kopf und Oberkörper ein großes Umschlagtuch verhüllte.

Zweifelnd sah ihr Eva ins Gesicht. War das die Christa vom alten Zulif, oder war sie es nicht?

„Du kennst mich wohl nicht mehr?“ fragte die Fremde und trat in die Mitte der Küche. „Ich bin vorgestern mit einer Kohlenfuhr gekommen.“

Sie blickte aus großen, dunklen Augen mit weicher Sehnsucht in Evas freundliches Gesicht.

Die hatte die einstige Schulkameradin nun doch erkannt.

„Bier Jahre warst Du fort,“ sagte sie wie zur Entschuldigung und half Christa aus dem schweren Tuche, „Du hast Dich sehr verändert.“

„Ja — es ist lange her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben,“ entgegnete Christa und strich sich das dunkle Haar zurecht, das sich in regellosen Wellen um das Oval ihres gelblichen Gesichts legte. Das war ganz ohne Rot. Eine gerade, feine Nase, ein voller Mund, aber blaß, wie halbreife Himbeeren. Auch ebenso verheißend.

in eigenartiges Gesicht, das seinen Reiz auch auf Eva übte. Sie konnte den Blick nicht von Christa wenden, schaute sie immer wieder an, bis jene ganz verlegen mit den Bändern ihrer Schürze spielte.

„Der Vater wollte, daß ich zu Hause komme,“ sagte sie dabei, und es ging ein rasches Rot durch ihr Gesicht, das es wunderbar belebte.

„Setz Dich nur,“ sagte Eva auch ihrerseits besangen. Was war das nur, das sie so seltsam packte, fast wie mit Furcht? Wie ein dunkles, böses Ahnen beschlich es sie. Gewaltig raste sie sich auf.

„Ich mach gleich Kaffee. Vom Sonntag ist noch Schmalzgebäckenes da.“

Sie schob Christa zum Tische und bald freischte die Mühle. Ein feiner Kaffeeduft zog durch die Küche.

Christa sog ihn mit Behagen ein. Es kam sehr selten vor, daß sie Kaffee trank.

„Also, der Vater hat Dich gerufen?“ fragte Eva, als sie sich dann gemütlich gegenüberßen. In der Mitte, auf dem weiß geschauerten Tische die braune, bauchige Kaffeekanne und daneben den knusprigen Kuchen. „Ja der Vater rief mich,“ entgegnete Christa und spielte mit dem silbernen Kaffeelöffel, den Eva von ihrer Patin erhalten hatte, und den sie der Freundin zu Ehren aufgelegt. Ebenso die Tasse, mit breitem Goldrand und zierlicher Inschrift.

„Iß nur — zier Dich nicht,“ nötigte sie herzlich. Christa lobte den guten Kaffee und erzählte dann dies und das.

„Der Vater muß bald in Pension gehen, er will aber nicht fort von Ludwigsglück — da soll ich den Jaschu Piotek heiraten.“

Eva sah verwundert auf. „Was hatte die Heirat mit dem armen Häuer für einen Einfluß auf das Bleiben Zuliks in der Kolonie!“

„Die Eltern wohnen dann bei uns,“ erklärte Christa ihr.

„Ach so —! die Wohnungen sind aber klein! Wie wollt Ihr da Platz haben?“ „Es muß gehen,“ sagte Christa achselzuckend. „Die Verwaltung hat eben keine größeren Wohnungen.“

Das war freilich wahr. Wie lange noch? und auch sie mußte mit dem Vater die Heimat verlassen!

Nachdenklich schenkte sie neuen Kaffee ein und schob der Freundin den Kuchenteller hin. Dabei glitten ihre Augen immer wieder über Christas reizvolle Gestalt. Nicht mit dem Bewußtsein des Aesthetikers empfand sie deren eigenartige Schönheit; aber doch als etwas ganz Bevorzugtes vor vielen. Wie klein und fein ihre Hände waren, wie voll und wohlgerundet der Busen sich unter dem weißen Hemdchen wölbte!

Perlen schmiegten sich um ihren Hals; rote, billige Glasperlen, die ihren gelblichen Teint wunderbar fein abtönten.

Es stieg wie Reid in Eva auf; sie wehrte sich machtvoll dagegen.

„Hast Du den Piotek gern?“ fragte sie nach längerem Schweigen.

Christa sah auf, mit dem räthselhaften Blick ihrer Augen, in denen sich die Weichheit der Taube mit dem Blick des Adlers paarte.

„Er ist ein guter Kerl,“ erwiderte sie, „Mutter sagt, ich werde mich gewöhnen.“

„So —“ eine andere Antwort wußte Eva nicht. Ihr war ganz seltsam zu Mute. So, als säße Unheil neben ihr. Schwer und träge wurde ihr Atem.

Der Vater Christas war Kohlenmesser auf dem alten Carlsschacht. Einer der ersten Kohlenschächte jener Gegend, der aber in allernächster Zeit aufgelassen werden sollte. Mit dem Einstellen der Förderung verlor auch der alte Zulif seine Stellung. Man hatte ihn überhaupt nur noch aus Gnade in der Gewerkschaft geduldet. An Verwendung für ihn auf der neuen Grube war nicht zu denken.

Vor mehr als dreißig Jahren war er mit den fremden Fuhrleuten eingewandert, die Obst und Gemüse aus Oesterreich nach den oberschlesischen Städten führten und auf dem Rückweg Kohlen luden. Aus Mähren stamme er, sagten die einen, Andere wollten wissen, daß die polnische Tatra seine Heimat sei. Die ganz Alten schilderten ihn als einen ehemaligen Goralen, der mit Bandschuhen, gesticktem Hemd, und Halina (Schafwollmantel) einhergegangen sei. Jung sei er dazumal gewesen, scheu habe er geblickt, wie einer, der dem Schwarzen ins Gesicht geschaut. Damals war Noth im Ort an Grubenleuten und weil er Kraft besaß und Lust zur Arbeit, habe ihn die Verwaltung angenommen.

Er war keine gesellige Natur, mied die Menschen, lebte lange einsam, verstand es, Vögel abzurichten, daß sie pfffen,

wie Menschen und wußte auch sonst noch mancherlei, was über den Verstand der Menschen ging. Später hat er dann doch ein Weib genommen. Aber auf seiner Ehe lag ein Fluch. Gott nahm ihm alle Kinder. Nur die Christa blieb am Leben und die kleine Constanzia.

Als Christa aus der Schule war, hatte der Vater sie über die Grenze geschickt zu Gebattersleuten. In den Beskiden hatte sie gelebt, in einem kleinen Badeorte und im Sommer Kellnermendienste getan.

„Ich habe mir Geld gespart,“ erzählte Christa, und hob den Kleiderrock auf, in dessen Saum sie 15 Taler eingenaht hatte.

„Ich wollte Dich bitten, mir es aufzuheben, denn der Vater“ zögernd hielt sie inne.

„Gib nur her,“ sagte Eva bereitwillig und schloß das Geld in ihren Wäscheschub ein. Tief unter die weiße, nach Reseda duftende Wäsche legte sie es.

Christa griff nach ihrem Tuche. Alle Pracht ihrer jungen Glieder verkroch sich unter der alten Wolle. Nur das Gesicht sah fremd und fein aus der fahlen Umrahmung.

„Die Mutter denkt, Du wirst mal kommen,“ sagte sie, während Eva die Kuchenreste für sie in ein Papier wickelte. „Sie weiß nicht, was mit der Constanzia ist! Das Kind mag keine Milch und schreit nur immer: „mein Kopf, mein Kopf!“ Du sollst Dir sie anschauen.“

„Ich komme bald einmal,“ versprach Eva und meinte dann teilnahmsvoll: „Laßt das Kind nur tüchtig schwitzen Ein Tee von Lindeblüte.“

„Ja, die Mutter hat ihr Glieder gekocht.“ Keiner dachte an einen Arzt.

Eva begleitete die Freundin. Der Abend war mild. Noch stand der Wald starr und kahl — aber wie im seligen Hoffen. In seinen Baumwipfeln spielte das Rot der Abendsonne, verheißungsvoll blaute der Himmel. Die Luft war rein und herb, voll der Würze des Vorfrühlings in hochgelegenen Wäldern.

„Der Wind kommt von den Beskiden,“ sagte Christa. „Es war schön dort; aber hier ist es auch schön und zu Hause ist halt zu Hause.“

Dann schwieg sie wieder. Ein Hauch erwartungsvoller Ruhe lag über ihrer Erscheinung, wie sie der Bergsee kennt am stillen Morgen, wenn rundum die Welt der Auferstehung entgegen harret.

Sie gingen auf dem hohen, von Kohlen aufgeschütteten Damm, der mit schmalspurigen Gleise bis zum Carlschachte führte, rechts und links umsäumt von uralten Bäumen. Einmal mußten sie ausweichen. Das Grubenpferd brachte die Forderung des Carlschachtes. Mit dem Stumpfsinn der Gewohnheit zog das gut genährte Tier die sechs oder acht beladenen Hunde hinter sich her zur Hauptstelle, die tiefer unten lag. Es hatte dann wieder die leeren Wagen zurückzuführen.

Eine langsame Verladung; aber wer kannte in dem stillen Waldwinkel den fiebernden Schlag der Zeit, der mit der Minute geizt, der im rastlosen Vorwärtstürmen verflingt, ehe er zum vollen Lönen kommt? Ruhig und gleichmütig tat hier ein jeder seine Arbeit! Ruhig und gleichgültig warteten die beiden Mädchen, bis der Kohlenzug vorüber war. Dann gingen sie wieder auf dem Damme weiter, denn unten war der Weg noch naß und weich vom nicht verlaufenem Schneewasser.

Christa sprach immerfort. Von der kleinen Constanzia, die erst in ihrer Abwesenheit geboren worden war und die jetzt mit heißen Wangen im Bette lag.

„Die Mutter hat ihr geweihte Bernsteinperlen um den Hals gehangen — auch Osterwasser hat sie getrunken — möglich, daß die heilige Jungfrau noch einmal hilft. — Es wäre mir leid um das Kind! Es ist lieb und schön!“

Sie waren stehen geblieben, unter einer großen Buche, die mit breitem Blätterdach am Wege stand. Eva mußte heim. Die Schichtglocke hatte schon gerufen, da kam der Vater zum Nachtmahl. Er wartete nicht gern.

Abschiednehmend lag ihre Hand in Christas brauner Rechten. Wie schmal Deine Hände sind," sagte Eva, „und so wenig rauh."

„Ich habe wenig harte Arbeit getan," erwiderte Christa, und zog das Tuch, das ihr herabzugleiten drohte, fester zusammen.

„Im Winter habe ich Spizen gehäkelt, die bis nach Karlsbad verkauft werden und auch nach Breslau und Berlin. Es häkeln viele Mädchen Spizen in den Bergen. Im Sommer geht man dann in die Bäder als Kellnerin oder so."

Sie wandte sich mit einem letzten Gruß zum Gehen. In demselben Augenblicke kam Franz quer durch den Wald. Er kam vom Stollen Mundloch, der drüben im Walde lag — ein neu angelegter Lustschacht. Er hatte seine Tageschicht verlassen, kam naß und verrußt aus der Grube. Aber auch im Alldurchtränkten Grubenkoller, der knapp seine kräftigen Glieder umspannte, verriet sich das höhere Maß von Intelligenz und Bildung, das ihn aus der Volksmasse der kleinen Kolonie raus hob und ihm eine Sonderstellung gab. Es wirkte auch auf Christa. Sie grüßte ihn, mit respektvoller Zurückhaltung. Er hatte in seiner freien, schlichten Art, Eva die Hand gereicht, mit lebhaft ausgedrückter Freude über die unvermutete Begegnung. Dabei glitt sein rascher Blick über Christa hin, und blieb erstaunt an ihrem schönen Gesichte hängen. So sahen sich die beiden sekundenlang in die Augen und es ging eine geheimnisvolle Macht zwischen ihnen hin und her. Jener elektrische Funke sprang von einem zum anderen, der zwei Seelen unauflöslich bindet.

In Christas Wangen trat ein tiefes Rot und ihre Blicke senkten sich zu Boden. Eva sah von einem zum andern mit ängstlich fragendem Blick. Ihr war's, als läge sich eine fremde Last auf ihre Brust. Schwer ging ihr Atem. Sie grüßte Christa rasch und ging.

Franz folgte ihr gedankenvoll.

„Wer ist das Mädchen?" fragte er, als sie aus dem Walde traten.

Eva zuckte zusammen. „Die ganze Zeit hindurch, während er stumm neben mir herschritt, hat er an sie gedacht!“ Das ging blitzschnell durch ihren Kopf.

„Die Tochter vom Zulist,“ sagte sie dann gepreßt. „Du mußt Dich doch auf sie besinnen.“

„Ach ja,“ er erinnerte sich.

„Ein mageres, schmutziges Ding ist sie gewesen. Wild wie eine Katze. Gebissen hat sie mich einmal, als ich sie pfänden wollte, weil sie verbotenerweise, in der Eichenshonung Beeren suchte.“

„Du hattest kein Recht sie zu pfänden,“ warf Eva ein „wenn auch Dein Vater Förster war.“

Er lachte verlegen, wobei sein Gesicht sich mit hellem Rot überzog.

„Das war halt so Jungenart. Du weißt ja, wie das so ist! Uebrigens rausgemaust hat sie sich, hätt sie meiner Seel nie erkannt.“ Er sprach unsicher und stotternd.

„Sie soll den Jaschu Piotek heiraten,“ stieß Eva hervor. Ihr wars als stände jemand neben ihr und flüstere ihr ins Ohr: „Sag ihm doch, daß sie nicht mehr frei ist.“

„Will sie ihn denn?“ fragte Franz gedehnt.

„Sie ist doch deshalb aus Galizien gekommen,“ erwiderte Eva und sah von der Seite an ihm herauf, wie um den Eindruck ihrer Worte zu sondieren.

Er zog die Augen zusammen und hieb mit seiner Reilhau, wie zum Schlage in die Luft.

„Biel zu schön ist sie für den Hacher,“ sagte er barsch — und wunderte sich selbst über seine ärgerliche Stimmung. Was ging ihn dieses Mädchen an?

War es Zufall, daß Günter noch an demselben Abend zum Carlschacht ging?

Der Wald war dunkel. Wohl stand der Mond im Westen, aber noch ohne Leuchtkraft, rot und tief.

Dunkel und formlos lag das alte Holzgebäude des Carlschachtes, vor den glühenden Aschenhalden, an denen die zuckern-

den Flämmchen, selbst entzündeten Kohls gefräßig in die Höhe krochen.

Wie kleine züngelnde Schlanglein schossen sie auf und ab. Wie ausgestorben war die kahle wüste Erde im Bereich der Halben und der aufgeschütteten Kohlenvorräte. Hier und dort sammelte sich in den Mulden der Bruchfelder das Wasser, das aus frischen Quellen sprang.

Still war's — nur eine Umsel pfiß die ersten Strophen des uralten Bergmannsliedes:

„Am Abend zog der Knappen Schar,
Vorbei an Liebchens Haus.“

Es gehörte zum Privatvergnügen Zuliks, Vögel abzurichten. An irgend einem Fichtenbaume hing der Käfig.

Franz stand still und lauschte dem Gesange des Tierchens; dabei aber dachte er an das schöne Mädchen, das heut so fremd vor ihm gestanden. Wie war es nur möglich, daß aus der kleinen Waldhäre so ein reizendes Geschöpf entstanden war! Und er hatte ihr Gesicht nur im Rahmen des alten Tuches gesehen. Wie mußte sie gewinnen, wenn erst die entstellende Hülle gefallen war! Unwillkürlich glitt sein Blick an dem alten Schachtgebäude hinauf. Ueber dem Maschinenraume schimmerte fahles, rotes Licht. Es zog Franz magnetisch an. Langsam schritt er näher.

An den Latten der schmalen Holzwände hob er sich in die Höhe und sah in das große Zimmer, das Zulik mit Frau, Kind und etlichen Haustieren teilte.

Da lief ein blankes Ferkelchen mit geringeltem Schwänzlein und vergnüglichem Grunzen über die Dielen. Hühner plußterten sich auf einer Lattenstange auf, die über einem Bretterverschlag angenagelt war. Ueber die niedere Tür des kunstlos gezimmerten Verschlages tauchte das bärtige Faungesicht einer schwarzweißen Ziege auf und auf der Bank neben dem großen Lehmofen schnurrte ein weißes Kätzchen.

Im Hintergrunde des Raumes stand ein großes Bett; zwei Frauen standen davor. Eine große, hagere, deren Arme

wie dürres Holz aus den Ärmelpuffern ihres Hemdes sprangen, und eine kleinere, mit runden weichen Formen.

Sein Herz begann zu schlagen und sein Blut ging rascher, er hatte Christa erkannt. Sie beugte sich über das Bett, ihre schwarzen Zöpfe fielen an ihren Wangen herunter. Von dem flackernden Fien, der in der Ofenspalte brannte, fiel ein roter Schein über ihren fein modellierten Kopf und über das Bett, auf dem irgend etwas lag, das die Aufmerksamkeit der Frauen im hohen Grade erregte.

Er hörte jetzt die Alte mit ihrer gebrochenen Stimme sagen, „Mit der Constanzia wird nichts mehr. Du kannst nur gleich zum Tischler gehen.“

Da schrie Christa grell auf, warf sich zu Boden und weinte. Der Blick auf das Bett war frei geworden und Franz sah ein Kindlein vor sich, starr und bleich.

Da ging ihm ein Schauer durch die Glieder. Der Tod, so unvermutet, traf ihn wie eine ernste Mahnung. Sachte verließ er seinen Lauscherposten. — Er war noch nicht weit gegangen, als ihm ein junger Mensch entgegenkam. Der Mond, der jetzt voll heraufgekommen war, ließ auch den Bergmann deutlich erkennen. Jaschu Piotek — er ging mit einem schlichten „Glück auf!“ an ihm vorüber. Ein einfacher Mensch der sich in nichts von der Masse der Grubenarbeiter unterschied.

„Und der sollte ein Mädchen heiraten, das in seiner seltenen Schönheit . . .“

Er mochte nicht ausdenken, was ihm da auf einmal durch den Kopf ging. Aber sein Blut wallte heiß auf und stieg ihm jäh zu Kopfe.

Rascher als es sonst seine Gewohnheit war, verließ er den Wald. Ihm wars, als dränge ihn jemand hinaus, als habe er kein Recht an diese verschlungenen Wege, die er doch monatelang gegangen war, ohne besonderes Denken. Kaum daß sein Auge flüchtig den alten Schacht streifte oder sein Mund ein paar gleichgültige Worte mit Zulist sprach, der hier in der Verlassenheit wie eine Gule hauste.

Als er endlich auf der Chaussee stand und das blendende Mondlicht alle Konturen scharf hervorhob, schien ihm der Wald wie ein geheimnisvoller, dunkles Rätsel. Er lachte kurz auf und nahm nun doch seinen Weg an dem kleinen Steigerhaus vorüber.

Hier waren alle Läden schon geschlossen und nur schmale Lichtspuren drängten sich durch die schlecht sitzenden Holzsparren hinaus.

* * *

Christa hatte sich ausgeweint. Jaschu war zu dem Gruben-
tischler um das Särgelein gegangen. Die alte Pioteß suchte Lein-
wand hervor, damit Christa das Totenhemblein nähe. Sie
machte es fein wie ein Brauthemd, mit Kräuschen um Hals
und Ärmel, stickte bunte Fäden in die Säume, dabei schluchzte
sie ruckweise immer wieder heftig auf. Es tat ihr so leid um die
kleine Schwester, die in ihrer Abwesenheit geboren worden war.

Die Mutter wusch das Kind und kämmte es. Als sie ihm
das Hemdchen anziehen wollte, welches Christa fertig gemacht,
waren die kleinen Ärmchen schon steif und wollten sich nicht
biegen.

„Constanzia,“ bat die Alte mit leiser Stimme, „schau, laß
Dich anziehen?“ Dreimal mußte sie ihre Bitte wiederholen,
Da endlich saß das Hemdchen auf der kleinen Leiche. Sie betteten
sie in den Sarg, schmückten sie mit Myrten, die Christa von ihrem
Brautstocke schnitt, holten Heiligenbildchen und bedeckten das
Kind damit, nur die wächsernen Hände blieben frei und das
fahle Gesicht. Die Frauen hatten in ihrem Schmerz vergessen
dem Kinde die Augen zuzudrücken. Starr und unheimlich
schauten sie aus dem leblosen Gesichtlein.

Die Mutter bekreuzte sich. „Jesus — die Constanzia zieht
wen nach sich! Wen nur, wen?“ jammerte sie.

Es überrieselte alle kalt. Jeder meinte, das Kind winke ihm
mit den Augen.

Jaschu nahm sich zusammen. „Das ist ja Unsinn,“ meinte
er; aber die Zähne schlugen ihm wie im Frost.

„Bring die Taufkerze!“ befahl die alte Julik ihrer Tochter. Sie zündeten sie an, stellten sie zu Häupten des Sarges und murmelten die Totengebete.

„Wo der Vater ist?“ fragte Christa einmal aus ihrer Andacht heraus.

„Jrgend wo draußen wird er sein. Vielleicht auch im Maschinenraum. Was willst Du von ihm?“ Christa ging hinaus und rief ihn. Die Mutter aber sagte mit ihrer heiseren, müden Stimme:

„Laß ihn — er kommt nicht wenn ein Toter, im Hause ist. Immer hat er es so gemacht. Bei allen meinen Kindern habe ich allein die Totenwacht gehalten.“

Sie sank wieder in ihre müde Haltung zusammen, ihre Lippen bewegten sich betend, und ihre hageren Finger rollten die Perlen des Rosenkranzes weiter.

Jaschu spuckte aus und schwieg. Ihm fiel mancherlei ein, was über den Alten im Umlauf war. Auch die Frauen blieben still. Das Licht der Kerze flackerte unruhig hin und her, der Morgen kam auf leichten Sohlen; mit rosigen Gruß guckte er in die Totenstube, in der die Hühner lebendig wurden und lustig mit den Flügeln schlugen.

Da wachte die Alte, die mit den andern eingenickt war, auf, ihr Blick fiel auf den offenen Sarg; die Morgenröte ließ dem Kinde Leben.

Mit grellem Schrei warf die Mutter sich über die Leiche. „Mein Seelchen, mein Goldkäferchen, warum bist Du von mir gegangen!“

Hatte ihr Jammern den Alten gerufen? Er stand plötzlich in der Thür. In dem langen, schwarzen Leinenkittel, der wie ein Hemd genäht war, und den niemand im Orte mehr trug, sah er finster und unheimlich aus. Sein Gesicht verschrumpft und verwittert, glühte vom Schnapsgenuß. Taumelnd trat er ins Zimmer, sah das tote Kind und schrie jäh auf:

„Was schaust Du . . . Ich hab das ja nicht gewollt, das nicht! Aber wenn zwei auf ein Reh . . . Schau nicht! . . .“

schrie er furchtjam auf; machte eine Wendung, als wolle er fliehen, stolperte und fiel.

Jaschu fuhr erschrocken auf, sah mit großen Augen auf den alten Mann, der mit bläulichen Lippen am Boden lag. Er beugte sich über ihn, wollte ihm in die Höhe helfen.

Doch die alte Zulik kam mit einem vertragenen Mantel, den warf sie über ihn. „Laßt ihn nur,“ sprach sie gleichgültig zu Piotek. „Kümmert Euch nicht weiter um das besoffene Sch.... Wenn er ausgeschlafen hat, ist alles gut.“

III.

Sachte, sachte kam der Frühling. Er sah die schwarzen Kohlenfelder, die grauen Aschenhalben, und stand und sann.

Sein Schönheitsdurst ließ sich nicht stillen am Busen einer trockenen, rauhen Erde! Da zog er bräunliche Schleier über die Halben, von feinen Mooszweiglein gewebt, mit Goldknöpfen durchseht und gab ihnen metallische Farbentöne; stumpfe Gräser holte er aus dem Boden, ließ stacheliges Gesträuche grünen, breitete es über wüste Steine und dürren Sand.

So schritt er langsam und bedächtig bis zum Walde; schwelgte hier in grünen Symphonien, streute bunte Blütenbüschel zwischen Moos und Farren, verschwenderisch, wie ein großzügiger Herr. Die Buchen reckten sich, ihre Rinde straffte sich, Zweiglein und Knospen schwellen an. Berchen, Tannen, Kiefern behingen sich kokett mit grünen Spizen. Lustiges Vögel- und Käfervolk, beseelte den Wald; schwirrte, glänzte, flatterte und sang seinen Jubel schmetternd in die wonnige Luft.

Eva empfand zum ersten Male nicht die rechte volle Frühlingsfreude. Es lag etwas in der Luft das sie ängstigte; etwas unsaßliches, unsagbares; das sich nur mit feinsten Nerven fühlen ließ, wie der Schatten kommenden Unheils. Franz schien ihr nicht mehr mit der alten Herzlichkeit zugetan. Er ließ sich selten blicken, war zerstreut in ihrer Gegenwart, hatte einen kalten Ton in seiner Sprache. Sie litt unter diesen Verhältnissen auch physisch, wurde blaß und müde.

Dann kamen freilich wieder Stunden seligster Hoffnung; in denen alle Unruhe untertauchte in dem Glücke, das ihr seine Nähe brachte.

Der Vater schien seinen Widerstand aufzugeben. Er lud Franz öfter ins Haus. An einem solchen Sonntage war's, nach dem Essen. Die drei Menschen saßen gemütlich in der mit Sand bestreuten Küche. Die Puzstube wurde nur selten benutzt. Leonhart rauchte seine lange Pfeife und erzählte mancherlei aus alter Zeit. Wie er in den dreißiger Jahren als junger Mensch nach Ludwigsglück gekommen. Draußen, im alten Carlschacht habe er seine erste Schicht verfahren. „Damals bestand die Belegschaft kaum aus dreißig Mann. Die meisten waren Ausländer. Ungarn, Sachsen, liederliches Volk, von anderen Bechen weggejagt.

Nach und nach nur gewöhnten sich unsere heimischen Leute an den Grubendienst. Geldgeschenke, Messen, die für sie gelesen wurden, Befreiung vom Militär, besiegte endlich die Furcht und das Grauen vor dem Berggeist und der Arbeit unter Tag. Ja, ja—“ fuhr er mit lustigen Augenzwinkern fort — „wenn man das so nimmt... heut ist der Carlschacht ein totes Werk, unsere Belegschaft zählt jetzt mehr als zweihundert Mann und mit den Jahren wird sie noch größer. Und was die Hauptsache ist — alles Heimatskinder! Schon beim Bergfach in der zweiten Generation. Das ist ein ganz anderes Arbeiten, als mit dem fremden Lottervolf.

„Wenn erst die Bahn hier durchgeht,“ fiel Franz ein, „wird sich der Ort noch mehr heben. Man wird dann....“

„Bah“ — wehrte Leonhart mit verächtlicher Handbewegung ab, „davon mag ich am liebsten nichts hören! Mir ist's schon recht, wenn alles beim alten bleibt, so lang ich noch da bin. Bei den Veränderungen kommt für unser einen doch nur Kränkung und Aerger heraus. Da sollen jetzt nur noch Steiger eingestellt werden, die so und so lange die Schulbank gedrückt haben! Studieren — ja wohl! Dann erreicht so ein Windikus über

Nacht, worum unsereins gleich Jakob sieben und noch mehr Jahre dienen mußte! Geht nur weg mit euerem Gelehrten-
fram...."

Mit einem Ausdruck unnachahmlicher Verachtung, betonte er seinen Ausspruch. Er hielt nicht viel von der Theorie! War er, der Obersteiger und etliche andere vom Fach, nicht tüchtig?!

Kam etwa so ein Studierter gegen sie auf? Mußten sie nicht überall eingreifen mit ihren alten Erfahrungen?

Franz ließ den Alten poltern, er mochte seine behagliche Stimmung nicht stören, und fühlte sich heutin bester Laune. Leonhart war gemütlich und zutraulich wie lange nicht. Die Wirtschaft um ihn her im Zeichen des Wohlstandes. Eva saß wie ein geschäftiges, liebes Hausmütterchen auf der schmalen Bank am Ofen und strickte. Ein warmes Rot lag auf ihren Wangen, in ihren Augen selbstlose Güte und wenn sie zu ihm auf sah, unendlich viel Glück.

"Sie wird eine gute, kleine Hausfrau," dachte er, und merkte nicht wie seinen Gedanken an sie die Innigkeit von früher fehlte. Merkte es um so weniger, weil seine Werbung um Eva von Anfang an beeinflusst worden war durch das „Gemunkel“ — „Der Alte hat Geld."

Es war das kein leeres Gerede.

So klein die Löhne damals waren — Leonhart hatte doch ein artiges Stümichen zusammen gespart. Viel hatte der Brotverkauf dazu getan, den er bis zum Tode seiner Frau für die Gruben gehabt, und die Vekturanz mit einem Pferde brachte auch was ein.

Franz kannte die Härten der Armut zu genau, um den Wert eines sicheren Gefundaments nicht zu verstehen.

Als Leonhart sah, daß seine Unterhaltung keinen Anklang mehr fand, empfand er plötzlich große Müdigkeit. Er hatte den Tag vorher mit dem Obersteiger gekneipt. „Kann das nicht mehr vertragen," knurrte er vertrießlich an seiner Pfeife herum. beißend. „Spür die verlumpte Nacht in den alten Knochen"

Er stand auf. „Bleiben Sie nur!“ nötigte er Franz, der sich gleichfalls erhob. „Ich leg mich nur ein Weilchen auf die Klappe: zum Kaffee bin ich wieder mobil!“

Er zwinkerte Eva zu und ging. —

Zum erstenmal war Eva mit Franz ganz allein, in ungestörter Ruhe. Ein Zustand, den sie sich lange gewünscht. — Was wollte sie ihm nicht alles sagen? Nicht alles fragen? Aber merkwürdig — sie fand kein Wort. Rein zugeschnürt war ihr die Kehle. Eine seltsame Befangenheit ergriff sie — sie hob den Blick, sah seine sprechenden Augen, die warmen roten Lippen, Küssen hätte sie ihn mögen, mit all der Innigkeit, die sie zu ihm hindrängte. Aber die Sitte stand dagegen — die stumpfe graue Sitte, die sich wie staubiges Spinnengewebe auf das rasch fließende Blut legte und seinen eiligen Lauf zum Stocken brachte.

Sie krallte die Finger in der Faust zusammen und sprach — vom Wetter, von den Salatpflanzen, welche die alte Botenfrau aus Nicolai bringen sollte und andern nichtigen Dingen.

Als Franz sie an sich drücken wollte, wich sie erschrocken zurück. Das Haus lag an der Straße, die Fenster standen offen, wenn zufällig jemand vorüberging! Noch waren sie nicht verlobt und der Leumund^{des} kleinen Ortes so streng —

Da ebhte auch seine Leidenschaft zurück. Wie kühl sie war! Und unbestimmt erstand das Bild einer andern vor seinen Augen. Ob die sich auch so kalt, so vernünftig gab?

Immer lebhaftere Formen nahm es an. Deutlich hob sich ein gelbliches Gesicht vor ihm aus dem Wirrwarr seiner Gedanken und ein blaßroter, lockender Mund. —

Er stand auf, halb unbewußt, Eva sah ihn traurig an. Er wollte gehen — warum?

Vielleicht hätte ihn ein liebes Wort von ihr zurückgehalten. Aber sie brachte keines über die Lippen. Neben der Trauer in ihrem Herzen stand der Stolz. Sie sagte ihm nur leise „Lebewohl!“ und bezwang die Tränen, die sich in ihre Augen drängten. —

Günter stand einen Augenblick überlegend vor der Tür. Er wollte in seine Wohnung, die oben auf der Kolonie in einem Arbeiterhause lag. Es gab zwei Wege dahin, den kurzen, geraden Weg auf der Landstraße — den langen, gewundenen durch den Wald.

Warum sollte er nicht den letzteren wählen? Weil er am Carlschacht vorüber führte? Als ob er früher nicht täglich da vorüber gegangen wäre! Es war doch Unsinn dieses Zögern —! Was sollte er zu Hause machen? Jetzt schon, es war nicht viel über fünf!

So sich selbst „zu Munde“ redend, schlug er den Weg nach dem Walde ein. Er ging langsam. Mit seinem Stocke köpfte er die Pilze, die am Wege wucherten, an faulen Holzschwellen, über die das Geleis lief, und zwischen dem aufgeschütteten Kohlenstaub. Fliegenpilze, Feuerschwamm und stinkende Eichpilze — Pilze, auch unter dem Geäst der Buchen; daneben Bärlapp, Farn, Moose.

Lauter Vertreter von Lebewesen, die im Schatten ein blütenloses Dasein führten. Es stieg ihm plötzlich heiß zum Herzen. Blütenlos, liebeleer — — ja, das war wohl dasselbe, Liebeleer auf einmal wurde es ihm klar — seine geplante Ehe mit Eva konnte nur ein Glück im Schatten bringen.

Langsam ging er, mit zögerndem Schritt, als schreite er auf verbotenen Wegen.

Wie ein düsteres Warnungszeichen hob sich der Carlschacht vor ihm, dunkel und so tot wie ein Uhrgehäuse ohne Werk. Es war seit einigen Wochen die Förderung hier eingestellt worden. Noch stand die Wasserhebemaschine in der Holzverschalung, aber sie arbeitete nicht. Rundum herrschte tiefe Waldeinsamkeit. Die Buchen verflochten ihre Kronen ineinander und schufen zu den hohen Tempelsäulen ihrer schlanken Stämme das gewölbte Dach. Die Sonne stand schon tief; sie konnte das dichte Blattgewirr der Baumkronen nicht durchbrechen und begnügte sich damit, zitternde Lichter aufzusetzen, wohin sie gelangen konnte, auf die glatten Buchenstämme, auf

das wirre Unterholz, das im Schatten der Großen sorglos wucherte, auf den dunklen Moosteppich mit seinem bunten Blumenmuster.

In den Zweigen der Bäume und Sträucher das Gezitscher der Vogelwelt, die sich zur Ruhe rüstete. Ein Hin- und Hergeflattere, ein Huschen von Ast zu Nestchen, ein trauliches Wispern. Hier der fauchende Laut eines erschreckten Eichelhäschens, dazwischen das ferne Gurren der Wildsauern aus dem Wildpark.

In diese Ruhe, diesen Waldfrieden hinein klang das kunstvolle Pfeifen einer Hollarpfefe. Die Leute im Ort liebten die Ziehharmonika, um ihren musikalischen Geist zu betätigen, Zulk allein verstand es, auf selbst gefertigter Hollarpfefe, die Melodien ergreifend wiederzugeben, die er aus seiner Heimat mitgebracht. Er pfiff darauf auch den Amseln und Drosseln die er in Käfigen hielt, die einfachen Weisen vor.

Franz blieb stehen und horchte. Ihm war ganz seltsam feierlich zu Mute, so, als warte irgend etwas Schönes auf ihn.

Auf einmal mischte sich in den Klang der Hollarpfefe eine leise, summende Frauenstimme und die feuchte Abendluft trug ihm die Laute eines Liedes zu:

„Am Holunder hingen rote Blutforallen —

Liebe mich mein Knabe, liebe mich vor allen . . .

Frost ließ vom Holunder alles rot verbleichen;

Du doch Knabe nimmer, sollst Du von mir weichen . . .“

Ein altes Goralenlied voll süßer Schwermut, das ihn mächtig erregte. Erriet er die Sängerin?

Sachte schritt er vorwärts, wie ein Fuchs, der ahnungsloses Wild beschleicht. —

Unter einem Hollarbusche saß die Sängerin. Die Hände lässig im Schoß, den Kopf gegen die kunstlose Lehne der Bahr gelehnt. Der grüne Busch streifte mit duftenden Blumen ihr Haar. Wie eine weiße Krone lag es auf ihrem schwarzen Scheitel.

Rundum wucherten Disteln mit flammenden Köpfen, Stechapfel mit gleißender Blütenpracht, Nachtschatten, Wolfs-

milch, mit geiler Falschheit lockend. Nur der Holunder zeigte ehrliches Blühen.

„Liebe mich mein Knabe, liebe mich vor allen“

Wiedas lockte! Er sah geradein ihr gelbliches Gesicht, auf die gesenkten Lider, die mit langen dunklen Wimpern besetzt waren, auf den blaßroten Mund, der sich rhythmisch bewegte.

Fühlte sie seine Nähe? Sie sah auf — in der Richtung in der er stand. Es traf ihn ein Strahl unverhüllter Sinnlichkeit aus ihren Augen.

Mit zwei Sähen war er bei ihr. —

Der alte Zuliß pfiff unbroffen weiter:

„Am Holunder hingen rote Blüthorallen“.

Der summende Mädchenmund aber war verstummt. — —

Der Sommer schwand. Er war kurz und trocken gewesen. Der Herbst kam, nahm die bunten Decken von der Erde und zeigte sie in ihrer nackten Armut. Nirgends fand sich köstliche Frucht oder heiteres Ernten! Sandige Felder, schütterer, fernloser Hafer, ins Kraut geschossene Kartoffelstauden, dünne, graue Kornstoppeln mit dürftiger Untervegetation. Kaum daß die Gänse ihre Weide fanden.

Nur die Wälder glühten im Herbstschmuck wie stolze Könige in ihrem Purpur. Freigebig schütteten sie Buchnüsse und Eicheln auf die Erde. An ihren Rändern blühte Erika mit sanftem Violett und goldgelbe Lupine.

Tief im Walde aber schallte die Art mit dumpfen Echo. Und wenn einer der alten Baumriesen mit Poltern und Dröhnen zur Erde stürzte, hehte sie von seinem Falle. Die zurückbleibenden Stümpfe weinten Tränen.

Es war ein böses Baummorden. Fremde Holzschläger waren an der Arbeit. Es galt die Durchforstung des Waldes zur Herstellung des Bahnkörpers. Es war ernst geworden mit dem Bau der Bahn. — Von Breslau kommend, nach Oesterreich hinüberführend, sollte sie dem versteckten Orte das Tor

öffnen, durch das neues, aufstrebendes Leben hindringen konnte.

Die Kolonisten hatten viel zu schauen, sich mächtig zu verwundern. Die Arbeitsstätte war das Ziel ihrer Wanderung in stillen Feierstunden nach der Schicht, oder am Sonntag. Sie folgten mit Interesse dem Gang der Arbeit, schauten mit dumpfen Unbehagen die Verwüstung, die einem unerbittlichen Gesetz zufolge das Alte zerstörte vor dem Aufbau des Neuen.

Überall lagen Baumleichen, noch im Schmucke ihres königlichen Purpurs, oder auch schon der Krone beraubt, nur noch als ästelozer Kumpf. Zermühlter Waldboden, Schutt- und Erdhausen, Schwellen, glänzende Schienen, Baracken mit verklebten Fenstern, wild aussehende Männer in zerfetzten Arbeitsachen, lehmigen Wasserstiefeln, fettigen Schlapphüten, unrafierten Gesichtern — Räubergestalten alter Volksliteratur nicht unähnlich.

Aber es waren gutmütige, harmlose Menschen, die nur den Baummord auf ihre Fahne schrieben.

In einem lichten Herbstabend ging Eva die Waldblöße entlang gegen Norden, wo über den Baumwipfeln der Himmel ewig glühte.

Vor ihr breitete sich die Lupine aus, mit schillerndem Gelb und angenehmen Geruch. Es war ein stiller Abend. Ein Marienfeiertag unterbrach die Woche. Wer irgend konnte, vergnügte sich außerhalb der Arbeitsstätte. Nur ein paar alte Männer kauerten vor den Baracken im Sande und rauchten ihre Pfeifen.

Auf einem schmalen Waldpfade kam Eva her. Es war nicht Neugier, die sie zum Bauplatz trieb. Die hätte sie besser zu anderer Zeit, in Gesellschaft, befriedigen können. Innere Unruhe trieb sie seit einiger Zeit bald hier — bald dorthin; am liebsten in die Einsamkeit. Es was etwas in ihr, das der Verwilderung glich, die vor ihr ausgebreitet lag.

Sie fühlte sehr gut das veränderte Wesen Günters und ahnte die Ursache davon. Aber sie wehrte sich dagegen; wollte

nichts wissen, nichts zugeben! Sie entschuldigte seine Lässigkeit sein kühles Wesen immer wieder; vor sich selbst, dem Vater und allen, die ihr davon sprachen.

Sie welkte unter dem seelischen Drucke, wie eine Blüte, die im Schatten steht, und ohne Sonne nicht gedeihen kann. Immer blasser wurde sie. Ihr Haar verlor den Glanz, wurde trocken und rauh, die Augen matt, ihr Gang müde.

Manchmal raffte sie sich auf, schalt sich selbst würdelos, nahm sich vor mit Franz zu reden, ihrer Liebe zu ihm zu entsagen. Aber ihr Wille besaß nicht Kraft genug, all die fein verzweigten Faserchen einer tiefen und langjährigen Herzensneigung, die in ihrer Seele wucherte, zu zerstören. Wenn sie sich einbildete vergessen und entsagen zu können, ihn neidlos im Besitze der andern zu sehen, packte sie ein wilder Born und heißes Verlangen nach seiner Nähe. Alle Vorsätze gingen darin unter und glühende Hoffnung trat an deren Stelle.

So lebte sie, ein Spielball wechselnder Empfindungen. Ihre Gesundheit ging immer mehr zurück — und mit dieser Erkenntnis wuchs ihre Energie, diesem Dämmerleben ein Ende zu machen. Eine Aussprache mit Franz, das fühlte sie, führte zu keinem Ziele. Sie würde erlahmen, beim geringsten Widerspruch, wie ihn Anstand und Sitte verlangen. Es mußte anderes geschehen. Vielleicht Ihr Blick ging nach Norden. Die Glutwelle, die dort über den Wäldern lag, lockte sie wie einst der Stern der Hirten, die Weisen aus dem Morgenlande.

Dort draußen gab es eine andere Welt, die weit und frei war, in der sie untertauchen konnte und — vergessen.

So erwuchs eine große Sehnsucht in ihr. Hinaus aus der Enge, die ihr bisher Heimat gewesen! Wenn sie hier fort ging, wenn sie in fremde Verhältnisse kam, dann fand sie vielleicht in irgend einer Tätigkeit Frieden und bescheidenes Glück.

So in Gedanken ging sie weiter; bückte sich manchmal nach einer Blüte die am Wege wucherte und sog mit Wollust die milde Luft ein, die wie ein letzter Sommergruß durch den Wald flutete.

Auf einmal ging ihr Blut heiß in die Wangen und ihr Herz klopfte schmerzhaft schnell. Durch den Wald kam Franz in seinem Grubenkoller. Sie sah in so deutlich, daß sie jeden Zug seines hübschen, von dichtem Blondhaar umwallten Gesichtes erkennen konnte. Das schöne Lachen, das die vollen, von einem kleinen Bärtchen geschmückten Lippen umspielte, das Glück, das aus seinen hellen Augen strahlte....

Gerade aus ging er — nach der Richtung, in der sie selbst stand, aber, er sah sie offenbar nicht — mehr rechts schauten seine Augen, auf die Halde, die mit rötlichen Moos bezogen, im Abendglühen lag. Unwillkürlich drehte Eva sich um — —

Auf dem schmalen, von Bergleuten ausgetretenem Pfade, der sich an der Halde vorbei, zwischen trockenem Waldgrase hinzog, kam — — — Christa. Eva stand wie angewurzelt. Es war ihr nicht möglich sich zu bewegen; als sei alles Leben in ihr erstorben, so still und regungslos starrte sie dem Mädchen entgegen, das mit leise wiegendem Gange näher kam. Ein merkwürdiger Reiz lag über sie ausgebreitet. Etwas unsäglich süßes, das sie über sich selbst hinaus hob, sie förmlich verklärte.

Ihr gelblicher Taint leuchtete wie Perlmutter aus dem Rahmen eines bunten Tuches von Schweizerkattun; das sie zum Schutz der Sonne, nach Frauenart um das dunkle Haar gebunden hatte. Weiß und faltig bauchte sich das kurze Hemdchen über dem bunten Nieder. Unter dem buntgarnierten Saum des blauen Tuchrockes kamen ein paar schmale, gut beschuhte Füßchen zum Vorschein.

So kam sie langsam näher, ein schelmisches Lächeln um den roten Mund. Wie in Verlegenheit, spielten ihre Finger mit den seidenen Bändern ihrer Schürze; sie rollte sie zusammen und wieder auf — und sah mit großen, glänzenden Augen immer nur auf Franz.

Wie schön sie war! Wie wundervoll ihre blühende Gestalt, in den Rahmen des glühenden Herbstwaldes sich fügte!

Merkwürdigerweise empfand Eva in diesem Augenblick keinen Schmerz, auch keinen Bohn. Ihr war's als müsse alles

so sein, als hätten die beiden da immer zusammen gehört — als müsse sie sich hinlegen in der milden Herbstluft, mitten unter das sterbende, bunte Waldlaub. Sich unter den Purpur der gefällten Tichen betten und mit ihnen vergehen in das dunkle Nichts. Müde, unendlich müde war sie. — — —

Immer näher kamen sich die beiden; immer näher. Die Augen ineinander tauchend war kein Blick für anderes übrig, und sie ahnten nichts von Ewas Nähe. Die starnte mit etwas vorgebeugten Oberkörper auf den Weg zwischen den zwei Menschen, die sich allein wähten, im Frieden des Herbstwaldes. Immer kürzer wurde dieser Weg, wenige Sekunden noch und.... Da erwachte sie aus ihrer Vethargie; da flutete der warme Lebensstrom mit doppelter Stärke durch ihre Adern, weckte sie zu grenzenloser Verzweiflung. Mit einem wehen Laut sank sie zusammen; legte die Hände vor das glühende Gesicht und konnte es nicht wehren, daß ein konvulsivisches Zucken durch ihren Körper ging.

Die beiden Liebenden hatten den Schrei gehört. Erschrocken, erblaßt, blieben sie auf dem Wege stehen. Sahen rechts, sahen links durch die Bäume des Waldes, und sahen doch nichts als dämmernden Waldfrieden.

„Ein Hirsch vielleicht,“ beruhigte Franz die zitternde Christa — sie aber schüttelte langsam den schönen Kopf und sagte mit bebender Stimme: „Der Tod wars, ich habe ihn durch das Holz schleichen sehen —“

Wenige Wochen später feierte Christa ihre Hochzeit mit Jaschu Piotek.

Leonhart stand mit Franz, der eben zur Schicht ging, vor der Tür seiner Wohnung, als die Hochzeitswagen von der, eine Meile entfernten Kirche kamen. Beide vollbepackt mit Menschen. Der Brautwagen voran. Bunte Bänder waren den Pferden in Schwanz und Mähne geflochten, bunte Bänder wehten von den runden Hüten der Burschen, den Kränzen der Mädchen. Die ganze Farbenfreudigkeit der slavischen Volkes spiegelte sich in dem Hochzeitszuge wieder. Mit lautem „Juchu“ wurde

er von einigen Vergleuten in dem Augenblick gestellt, als es der Wohnung Leonharts nahe gekommen war.

„Juchu — Juchuhu!“ gröhlte es in den hellen Oktobertag hinaus. Die Schnapsflasche kreiste, ging von Mund zu Mund. Derbe Witze gingen mit und ausgelassenes Gelächter.

Christa saß ganz vorn auf einem Bunde Heu, neben dem jungen, eben angetrauten Gatten. Ein großes, blaues Umschlagtuch verhüllte sie fast ganz und nur das Gesicht blieb frei, und ein paar Blättchen ihres grünen Kranzes. In ihren Zügen lag frauenhafte Müdigkeit. Sie blieb ganz unbewegt, während die Burschen um sie herum gröhlden, die Weiber und Mädchen lachten. Einmal ging ihr Blick rasch über Franz, dann senkte sie die Wimpern und heiße Röte zog jäh in ihre Wangen.

Franz sah betroffen in ihr schönes Gesicht. Wie sie da so saß, in dem feinen, blauen Tuche, mit der geraden Haltung und dem demütigen Gesicht, glich sie so sehr der Mutter Gattes mit den Oliven (Barabina), die er in Dresden in der Bildergalerie gesehen hatte, als habe sie dem Maler Modell gegeben.

Jaschu saß mit dem einfältig, gutmütigen Gesicht neben ihr.

„Dieses Weib, und dieser unreife Mensch — wie wenig paßten sie zusammen! Wie wenig wußte der, schon jetzt unter der Gewalt des Alkohols stehende Säuer das Glück zu schätzen, das ihm der heutige Tag in die Arme geführt. Wie sie lieben, küssen konnte . . .“ Seine Augen singen an zu glühen und seine Lippen brannten — dieses Weib und . . .“

Da riß ihn der alte Leonhart aus seinem Rausch. Er nahm die kurze Pfeife aus dem Munde, blinzelte Franz von der Seite an, und mit einer Handbewegung nach dem wieder flott gewordenen Hochzeitswagen deutend, sagte er:

„Wird da oft genug Schmalhans Küchenmeister sein Die Alten werden ihnen auf dem Halse sitzen. Zuliß weiß nicht, was ein Taler wert ist. Jeder Pfennig wird durch die Gurgel gejagt. Piotek ist gutmütig, so lange er nicht im Kopfe hat. Ist aber erst der Branntweinteufel in ihn gefahren, gibt er auch noch das Hemde her; wenn er nicht etwa gerade wütend ist.“

Da freilich, möcht' ich keine Kirschen mit ihm essen. — Leichtsinziges Volk —" fuhr er, einen Zug aus seiner Pfeife nehmend, kopfschüttelnd fort. „Baut sein Nest in die Luft. müßte verboten werden das Heiraten in solcher Armut“.

Franz vermochte nicht zu reden. Der Hals war ihm trocken geworden in innerlicher Glut und daneben hatte er so eine merkwürdig dumpfe Empfindung. — Der Leichtsinn, den der alte Steiger da beschimpfte, hatte er nicht ein gut Teil Glück in sich? Was half alles Grübeln und Rechnen, als Klügeln und Auf dem rechten Wege bleiben?

Langweilig wie die moderne englische Gärtnerei, mit geraden Linien und kurz gehaltenem Rasen, schön fürs Auge, aber das Herz, das zuckende heiße Herz kam dabei viel zu kurz. In diesem Augenblick beneidete er den jungen Häuer Piotek um den Leichtsinn seines Blutes.

IV.

Den jungen Eheleuten war von der Gewerkschaft ein ehemaliges Hegerhäuschen zur Wohnung angewiesen worden. Es lag hart am Wildparkgitter in schlecht gepflegtem Garten. Ein winzig Haus. Das Dach schief und ganz von alten Schindeln; die Fenster nicht viel größer als ein Ziegelstein. Da es nahe den Bruchfeldern stand, senkte sich die eine Seite und es sah zum Umfallen zerbrechlich aus. Der Lehmanwurf hatte überall Risse, der Tür fehlte die Klinke. In großen Mengen wucherte das Unkraut rundum, mit schweren betäubenden Duft. Auch grüne Nieswurz lagerte im Busch und trieb noch unterm Schnee die letzten Blüten.

Den Gartenboden deckte gute Humusschicht, aber vom Walde eingengt, fehlte ihm Licht und Luft. Es war kein fröhliches Blühen darin, nur ein kümmerliches, kraftloses Vegetieren.

Christa ließ die Ziegen, für die Jaschu einen Stall gebaut hatte, darin weiden und das muntere Ferkelschen.

In dieser Waldeinsamkeit lebten sie ihr junges Eheleben. Die Eltern durften noch im Carlschacht wohnen, bis die Ge-

bäude abgetragen wurden. So war sie viel allein; besonders in der Zeit, da Jaschu Tagschicht hatte. Ueberhaupt war ihr Leben ein einsames. Denn zur Zeit der Nachtschicht verschlief ihr Mann den Tag fast ganz.

Troßdem kam sie nur selten aus dem Walde. Des Sonntags konnte man sie auf dem Wege zur Kirche treffen; aber sie hielt sich fern von den andern Weibern. „Das hat sie vom Vater“, hieß es; und damit war die Sache gut. Sie war im Orte zu fremd, um viel zu interessieren.

Nur mit Eva ging sie oft ein Stück des Weges; auch nur dann, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Eva fühlte sehr wohl, wie widerwillig das geschah, und da wich sie ihr selbst gern aus. In ihrem Verhältnis zu der ehemaligen Freundin hatte sich äußerlich nichts geändert. Mit keinem Worte wurde die Spannung betont, die zwischen ihnen stand. Ja, ihre Hochzeit mit dem Häuer hatte in Eva jenes Bild im herbstlichen Walde stark geschwächt. Oft grübelte sie darüber nach, ob das, was sie gesehen, auch so gewesen sei, wie sie es in ihrer Eifersucht gesehen. Vielleicht, hätte sie nur wenige Sekunden noch gelauscht, wäre alles durch ein zufällige Begegnung erklärt gewesen. Es konnte ja nicht anders sein. Sonst hätte Christa nicht den Pioter geheiratet.

Diese Heirat löschte einen großen Teil ihres Verdachtes. Sie hob den Kopf wieder höher, sah mutiger in die Welt, litt es, daß Franz sie noch wie vor seine kleine Braut nannte.

Leonhart kam seiner Werbung etwas freundlicher entgegen, seit er vom Obersteiger die sichere Zusage erhalten hatte, daß der junge Mann schon im kommenden Frühjahr eine Steigerstelle zu erwarten habe. Auch sonst sehr gute Aussichten für die Zukunft besaß.

„Er hat seine kleinen Schwächen; ja doch — wir waren ja alle keine Heiligen in unserer Jugend,“ gab der gemüthliche Alte zu.

Das unterschrieb nun Leonhart nicht. Er hatte den geraden, einfachen Weg der Pflicht und Arbeit gewählt; war ihn gegangen, — ohne rechts oder links davon abzuschwenken. Aber

der Obersteiger war für ihn eine Autorität. Wenn der sich für Franz verwandte — da konnte er schon nachgeben.

Und Franz selbst? — Er lebte das dumpfe Leben des Zufalls. Die jäh aufgeloderte Leidenschaft für Christa hatte ihm seine Energie geraubt, ließ ihn haltlos hin- und herschwanke. So lange das Mädchen frei gewesen, hatte er es über ihr Verhältnis zu Jaschu Piotek überhaupt nicht nachgedacht. Sie war da — er durfte sie sehen, wann er wollte. Wer konnte ihm den Weg verwehren, der nach seiner Wohnung am Carlschacht vorüberging?

Als sie dann doch Ernst machte mit der Hochzeit, da hatte er wohl die schwersten Kämpfe seines Lebens durchlebt. Hundert mal war er auf dem Sprunge hinzugehen zu ihr und sie zu bitten: „Sei mein Weib — lasse den andern, Du gehörst nicht zu ihm!“ Aber wenn sein Fuß die schmutzige Schwelle betrat, die zu ihrer Wohnung führte, wenn er die Hühner, die Gänse schnatternd in dem einzigen Raume vorfand, der auch Mutter, Vater und die Geliebte barg — wenn er die ganze trübe Armut überfah, das Bewußtsein grell empfand, den verwahrlosten Alten, die zermürbte Frau, mit in den Kauf nehmen zu müssen — da verblaßte selbst die Schönheit Christas für ihn, und mit unheimlicher Wahrheit entrollte sich ihm das Zukunftsbild in Not und Armut.

Dazu kam sein Verhältnis zu der Tochter Leonharts. Seit Jahr und Tag sah man in ihm den Freier Evas. Ja, das Wohlwollen, das ihm die Oberbeamten entgegenbrachten, war wohl zum Teil darauf zurückzuführen. Eva war ebenso beliebt und hoch geachtet in dem kleinen Orte wie ihr Vater. Wenn er sie aufgab um der andern willen

Eine Flut unbehaglicher Konsequenzen mußte solch ein Schritt nach sich ziehen. Vielleicht, wenn er das Gespenst der Armut nicht gekannt hätte! Aber es stand vor ihm, hager, hohläugig und verlumpt — — — Er schüttelte sich. Sein Vaterhaus, es war auf Armut aufgebaut. Tausend Einzelheiten stiegen aus dem Grau der Vergangenheit vor ihm auf. Szenen

voll bitteren Grams — — nein! Er schleppte ja heute noch die Kette der Armut mit sich. Der Vertrag mit der Gewerkschaft! Es band ihn mit unzerreißbaren Stricken. Sonst? Wie lockend das war! Die Geliebte nehmen und mit ihr gehen, weit ins Land. Hinter die Grenze vielleicht! Man brauchte Bergleute. Ueberall taten sich neue Gruben auf. Wer in der Fremde hätt' nach der Vergangenheit seines Weibes gefragt!

So ebhte es in ihm gleich der Meeresflut auf und nieder; die Zeit verstrich und Christa wurde das Weib des andern. Es kam erst eine große Gleichgültigkeit über ihn. Mochte alles seinen Gang gehen — ihm war die Welt so und so triest. Seiner freien Entfaltung schoben die Schatten der Armut einen Riegel vor. Sein heißes Blut schlug mit lohender Welle über ihm zusammen. Und zwischen allem stand eine Macht, die ihn wie mit Ketten einschnürte und bezwang. Eine eiserne Macht. Eine Geißel die unbarmherzig ihre Peitsche schwang. — Die öffentliche Meinung.

Manchmal fuhr er jäh auf, wenn Leonhart ihm seine Pläne auseinandersetzte.

„Ich gehe zum Frühjahr. Damit ich Euch nicht im Wege steh, will ich mich bei den Patres in Bogutschütz einmieten. Meine Pension reicht gerade hin. Und meine Tochter — — na ich kann nur sagen, mein künftiger Schwiegersohn hat seine Witterung. Die Summe ist rund, die für sie auf der Kante liegt. Und das Mädcl selber Donnerwetter ja — anders habe ich mit ihr im Sinn gehabt! Aber die neue Zeit — die steht hinter uns und treibt uns weg mit allen unsern Plänen. Sei's drum“

Er stopfte sich den Tabak fester in die kurze Pfeife, passfte dicke Wolken in die Luft und sah an Franz vorbei ins Weite. Sah hinüber nach dem rotglühenden Himmel im Norden, als käme von dorthcr alles, was sein Leben trübte.

Und nach und nach wurde das Plaudern des Alten für Franz nur eine Begleitung zu einem ganz andern Bilde. Seine Gedanken spazierten den schmalen Weg, zwischen den Geleisen

des Kohlendammes hinauf bis zum Carlshacht. Die Bäume waren schon halb entlaubt und frühe trat die Dämmerung ein, Der Wald war still und menschenleer. Wer ging den schwarzen Kohlenweg nach der Tageslicht? — In halber Entfernung von dem Schachte bog ein Seitenweg nach rechts. Ueber die Kempe führte er; über das Wildgatter, das Sauen, Hirsche. Damwild barg und zahme Rehe. Am Fuß der Kempe stand das kleine Haus. Die Buchen schirmten es. Laub war an den freien Seiten aufgeschichtet und grüne Mooskränze schlangen sich ums Fenster. Ein feiner Sinn hatte rote und gelbe Strohblumen hineingesteckt und es sah aus wie das Fenster einer heimlichen Braut.

Im Garten aber war das Sterben. All das wuchernde Unkraut legte sich zu Boden und faulte da. Hauchte sein Leichengift in die herbstliche Luft. Wer hatte Zeit, wer Lust es wegzuräumen? Der Frühling wird kommen und aus dem alten, toten Moder wird neues Leben keimen. Wird wachsen, steigen bis zum Fenster der kleinen Hütte. Wird hineingucken mit grünen neidvollen Augen auf das Glück da drinnen in der Hütte.

Glück!! Wenn er nur das eine gewußt hätte! Nur ob sie Glück empfand in ihrer Ehe ... Sein Kopf hämmerte, und seine Augen glühten. Wenn all das grüne Unkraut frei in ihr Fenster schauen konnte, warum nicht er, in stiller einsamer Nacht, wenn keine Menschen durch den dunklen Wald schlichen? Wenn das gelbe Licht der kleinen Stube als einziger Stern die Dunkelheit belebte!? Wenn es ihn rief mit geheimnisvoller Macht, wie das Licht im Leuchtturm den gefährdeten Schiffer — warum durfte er dem Rufe nicht folgen?

Sein Blut ging rasch und wild. In solchen Minuten sah er Eva nicht, sie mochte ihm noch so nahe sein.

Sie aber las mit feinem Instinkt in seinem Herzen und ihre Stirn zog sich in entschlossener Linie zusammen. Wenn nur erst der lange Winter vorüber war! Dann ging der Vater fort. Dann ja dann kommt manches anders werden. Dann stand doch nicht das Mitleid und der Hohn und die Schaden-

freude Gebatter bei ihrem Leid. Sie zog sich unmerklich zurück von Franz und lächelte ein ganz eigenes Lachen, wenn der Vater von ihrer Hochzeit sprach. — — — — —

Im Dorfe munkelte man, der junge Günter strolche wie ein wildernder Hund im verbotenen Revier. Wenn Jaschu Piotek seinen Namen hörte, ballte sich seine Faust fester um die Reilhau und seine Augen glühten.

Franz merkte davon nichts. Wie ein Nachtwandler trieb er sich immer wieder in der Nähe des Wildparkes herum. Einmal stand der alte Zulik vor ihm. Wie aus der Erde gewachsen, war er plötzlich vor ihm aufgetaucht. Sein kupferrotes, aufgedunsenes Gesicht glühte vom genossenen Spiritus. Der lange, schwarze Kittel hüllte ihn ein, wie einen Wehrrichter. Unaufgefordert ging er neben Günter her. Es war dämmerig — aber doch so hell, daß Franz jede Miene des vom Schnaps zerstörten Gesichtes sehen konnte. Er sah wie es in den groben Jügen arbeitete. Jrgend etwas schien den Alten mächtig zu erregen.

Sie gingen weiter auf dem schmalen Wege, bis zu Christas Hütte. Das junge Weib stand an dem verfallenen Gartenzaun; lässig mit aufgelegten Armen. Ein feiner Regen rieselte; sie schien ihn nicht zu spüren.

Als die Männer näher kamen, wandte sie sich mit rascher, zorniger Geberde, ging ins Haus, schlug die Thür ins Schloß, daß es dumpf im Walde widerhallte.

Franz war zusammengezuckt; ein großer Aerger malte sich in seinem erglühten Gesicht. Zulik kniff die Augen zusammen wie einer, der auf dem Anstand im Anschlag liegt.

„Nichts für ungut Herr!“ fing er mit rauher Stimme an — „ich wollt Euch nur sagen, es taugt nichts, wenn zwei auf ein Reh jagen —“ Franz wollte aufjahren. Was wollte dieser Mensch von ihm? Aber er sah nur scheu zu Boden. Es lag etwas in den scharfen Augen des Alten, das ihn zur Ruhe zwang. So ging er rasch weiter, strebte, von dem Alten fortzukommen.

Der blieb ihm hart auf den Fersen. Seine kleinen Vogel-
augen glühten unheimlich aus ihren Höhlen. Er drängte sich
dicht an Günter heran. Flüsterte ihm warnend ins Ohr:

„Es ist nur darum — — der Juschu — er ist so jähzornig.“

Franz hatte die Empfindung ein lästiges Insekt nicht ab-
schütteln zu können. Mit knirschenden Zähnen ging er weiter.
Dahat als bemerke er das wunderliche Wesen Zuliks nicht.

Der raunte ihm mit seiner heiseren Schnapsstimme zu:

„Die Keilhaue Herr — oder die Art — — ist alles gleich.
Eins trifft so gut wie das andere. Ich meins gut mit Euch Herr.“

Nun blieb Franz doch stehen. Maßloser Zorn über die
Frechheit des „vertrunkenen Lumpen“ sprühte aus seinen Augen.
Der Kerl war ja gefährlich in seinem Delirium! Günters Hand
hob sich zum Schläge, aber sie traf nur Luft. Zulik war fort.
Hinter den Buchen ging er, gedeckt von den uralten Stämmen.
Franz trat der Schweiß auf die Stirn. Er fühlte eine Gefahr,
an die er bisher nie gedacht.

Was hat der Alte wohl mit der Keilhaue und mit der Art
sagen wollen?

Wie wunderbar und unheimlich hatte das geklungen?

In nächster Zeit stand Christa öfter vor der Tür des Garten-
zaunes. Ihre Augen gingen den Weg hinauf und hinab. Es
stand eine große, ungestillte Sehnsucht darinn. Aber niemand
kam, als der alte Vater. Torfelnd kam er, mit den Händen
suchtelnd und zu sich selber redend. In die Kammer stolperte
er, luchterte mit seinen tief liegenden, düstern Augen in alle
Winkel. Schließ schließlich seinen Rausch auf ihren Ehebette aus.

„Mit dem Günter ist doch nichts los,“ sagte Leonhart eines
Tages zu seiner Tochter.

Eva, die mit den Vorbereitungen zur „Karmina“ *) be-
schäftigt war, und große Mengen Semmeln in kleine Würfel
schnitt, sah mit trüben Ausdruck vor sich hin. Sie hörte an

*) Schlachtfest.

liebsten nichts über Günter reden. Nichts Gutes und nichts Böses, beides tat ihr gleich weh.

Ihr Vater nahm ihre Ruhe für Auflehnung. Verdrießlich schnitzelte er an den Wurstspeilen.

„In der Aneipe treibt er sich herum,“ fuhr er gallig fort. „Die ganzen Nächte durchjubelt er. Spielt, trinkt und treibt Motria, nach dem Muster der fremden Bauherren, die an dem Bahnbau mit beteiligt sind! Neulich ist er im Rausch auf die Beche gekommen.“

Er sagte das mit dem Borne eines Mannes, der Irrungen der Jugend unnachsichtig tadelt, weil er selbst nie so ganz jung gewesen.

Eva aber dachte bei sich „Wenn sonst kein Hindernis wäre?“

Der Winter hatte die fremden Gäste fortgeführt, die Arbeiten im Walde unterbrochen. Der Ort sank zurück in seinen Dornröschenschlaf.

Die jungen Eheleute lebten ein stilles Leben im Walde. Niemand kümmerte sich um sie; und doch ging Biotek finsternen Blicks herum. Er hatte keine Ruhe bei der Arbeit. Machte manchmal nur halbe Schicht. Wenn er dann unverhofft aus der Grube kam und wie ein Wilder in das nie verschlossene Haus stürmte, fand er Christa immer mit so seltsamen Lächeln vor. Halb Spott, halb Mitleid. Er wußte es nicht zu deuten. Schämte sich vor ihr und guckte doch mißtrauisch in alle Winkel.

Nichts fand er, als peinliche Sauberkeit und auch wohl auf dem langen Tische eine zierliche Näharbeit, die ihm wunderbarlich vorkam in ihrer Winzigkeit und das eine mal froh, das andere mal traurig machte. Dann zog er manchmal aus seiner Tasche einen kleinen goldenen Knopf mit schwarzem Blumenmuster, betrachtete ihn lange und steckte ihn seufzend wieder ein.

Wie kam der Knopf in seine Hütte? Er hatte ihn unter dem Tisch gefunden, neben der langen Wandbank an einem Montagabend. Es war ein Knopf, wie ihn die Herren trugen, am Sonntag, in weißer gestärkter Hemdenbrust...

Im Frühjahr sollten die alten Zuliks ganz zur Tochter ziehen in das kleine schiefe Häuschen.

Wenn Christa daran dachte, kam ein weher Zug in ihr Gesicht, als geschähe ihr damit großes Leid. Dann summt sie wohl auch das alte Lied:

„Frost ließ vom Holunder alles Rot verbleichen.“

Einmal fragte sie den Vater, woher er das Lied kenne, das sonst niemand im Orte sang. Es war ein trüber Februartag. Die Sonne hing am Himmel ohne Leuchtkraft; rot, glanzlos, wie die Scheibe des Vollmondes, wenn sie im Horizont auf- taucht.

Im Ofen knackte trockenes Reiserholz. Christa saß am Ofen auf niederem Schemel und schloß Federn. Sie legte die Hände oft in den Schoß. Fühlte sich manchmal schon recht müde.

Der alte Zulik hockte auf der Ofenbank und kaute Tabak. Ab und zu tat er einen Schluck aus bauchiger Flasche. Da traf ihn die Frage der Tochter.

„Die Lieder,“ sagte er, und sah scheu zu seiner Tochter hinüber, „die hat die Marianka gesungen.“

Dann fiel ihm der Kopf schwer auf die Brust. Er sagte nichts mehr. Christa warf einen Blick auf ihn. Sie hätte ihn gern allerlei gefragt. Eine große Neugier war in ihr aufgestiegen. Zum erstenmal hatte der Vater an Vergangenen gerührt. — Wer war die Marianka? Eines jener blühenden Goralenmädchen, wie sie drüben in den Bergen lebten? Frisch, schon, trotz großer Armut? Mit Augen so dunkel, so geheimnisvoll, wie die Meeraugen der Tatra. —

Zulik starrte mit leeren Blicken vor sich hin. Vor ihm stieg die Nacht auf — die letzte in der Heimat. Er sah den Mond groß und rot wie einen Feuerball am Himmel stehen.

Sich selbst sah er, angetan in weißen wolligen Kleidern, bunt gestickt von der Hand der Liebsten. Im Gürtel die „Ting-aga“ (kleine Art) neben Pfeife, Messer und all den andern Dingen. Zum Holzschlagen war er in die Berge gestiegen.

Auf einer Blöße stand die verkrüppelte Kiefer. Zwerghaft klein. Weit und breit kein anderer Baum nur scharfes Gestrüpp und hartes Gras. Grell lag das Mondlicht auf der Blöße.

Aber das weiße, stille Licht legte blutige Schleier vor seine Augen. Was sah er hier unter der verkrüppelten Kiefer ... ?

Den Tomasek aus dem heimatlichen Dorfe und an seiner Brust die braune Marianka Hah!

Feuer kroch vor seinen Augen. Die Hand zwang eine fremde Macht, die Macht dessen, den man nicht nennt. Er hob die Hand — er traf — — —

Ein Schrei war in der stillen, weißen Nacht verklungen. Ein Schrei aus verzweifelter Mädchenbrust und weiche Arme betteten den Sterbenden — — — —

Ein Schütteln ging durch Juliks Glieder. Trinken — Hah!

Gierig führt er die Flasche zum Munde und seine Augen funkeln wie im Fieber.

Ein Grauen kommt die Tochter an.

„Was hast Du Vater?“

Wie ein Irrer fährt er auf, und er wischt mit der Hand über den Bierfleck auf dem Tisch.

„Die Keilhaue“, stottert er. „Jaschu ist jähzornig. . . .“

Die Keilhaue trifft, wie die Art.“

Christa erblaste, aber sie bezwang sich.

„Trink nicht so viel Vater,“ bat sie mit matter Stimme.

V.

Ende Februar feierte Leonhart sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Ein anstrengender Tag für den alten Mann. Ein Tag voll hochgehender Festesstimmung, mit dem Grundton wehmütiger Bitterkeit.

„Du hast jetzt hier ausgespielt, mußt fort, andere werden an deine Stelle treten. Ein ganz verdamntes Gefühl! Just als würde er gleich altem Eisen bei Seite geschoben! Und daneben das Bewußtsein, da wartet schon einer auf deine Stelle, dein Haus! Und du sollst wie ein alter Baum versetzt werden

in neues Land! Wie wird das gehen? Wie werde ich mich gewöhnen? Die Eva nu ja — im Stillen hatte er so und so gerechnet. Er wollt den jungen Eheleuten nicht gerade auf dem Halse sitzen — Gott bewahre! Aber eins von den Giebelstübchen oben, das hätte sie ihm einrichten können und wenn er dann so spaziert wär von der Grube zum Walde, vom Walde auf das Bänkel vor der Tür — und wieder zurück, so hin und her. Und seine Pfeife hätte er gehabt und die Eva hätt so dann und wann ein Stündel Zeit gehabt für ihn und später na ja — so ein alter Großvater ist auch kein ganz unnützer Brotfresser.....“

So ging ihm alles durch den Kopf. Mit der Heirat der Eva war nichts geworden — das Mädcl war auf einmal nicht dafür zu haben. Merkwürdig wie das so ging in der Welt! Jetzt wo ihm der Gedanke an die Heirat lieb geworden, jetzt wollte das Mädcl nicht! — Oder stellt sie sich bloß so?

Er saß auf dem Ehrenplatze an der Festtafel, durchgerüttelt von Empfindungen, die in ihm bald froh, bald trübe ausklangen; unfähig sich zu beherrschen, seine Rührung zu verbergen. Als gar der Schichtmeister einen Toast auf ihn brachte, und seinen Lebensweg in wohlgeordneter Rede beleuchtete liefen ihm die hellen Tränen über die Backen.

„Der Mann ist fertig — Zeit daß er geht,“ redeten die Gäste unter sich. „Fünzig Jahre Grubendienst! Das will was heißen! Und ganz von unten auf hat er sich heraufgearbeitet! — Heut ist das gar nicht mehr möglich! Ueberhaupt heut die Einrichtungen in den Gruben die technischen Verbesserungen. — Hier weiß man davon nichts! Hier schläft die Welt noch so zu sagen. Aber es kommt auch! Es soll hinter der Maute eine neue Grube aufgemacht werden — nach neuestem System. Ueberhaupt — — —“

Die Herren steckten die Köpfe zusammen, vergaßen des Jubilar's — erzählten von der neuen Zeit, von den glänzenden Ausichten der Stahl- und Eisenindustrie in Oberschlesien. Beleuchteten die Zukunft des ganzen Industriegebiets. Prophe-

zeiheten ihm ein glanzvolles, bedeutendes Wachstum, das es herausheben sollte aus seiner dumpfen Kultur.

Wirr schwoll die Rede durcheinander; schwoll manchmal mächtig an, wie die Wellen des Bergstromes, der sich brausend und lärmend über altes Gemäuer stürzt.

Leonhart verstand nicht alles, was er hörte. Er sah nicht die Morgenröte einer neuen Zeit aufdämmern am wirtschaftlichen Horizont der Heimat. Einer Zeit, die aufräumen sollte mit dem Schutt der Vergangenheit; niederreißen, was dem vorwärtzstrebenden Menschengeste hinderlich war.

Er hörte aus all den Auseinandersetzungen der verständigen, studierten Männer nur den Umsturz des Alten heraus. Sah nur im Geiste lieb gewordene, mit ihm verwachsene Einrichtungen fallen, alte Gewohnheiten verdrängt durch neue. Er faßte oft nach seinem Kopfe, in dem die Gedanken verworren durcheinander wirbelten.

„Zeit, daß ich gehe,“ murmelte er, „weiß Gott, hohe Zeit.“

Anders wirkte das lebendige Wort auf Eva, die hausmütterlich sorgend hin und herging. Ihre Wangen brannten vor Erregung und eine gehobene Stimmung beherrschte sie, als habe sie Sekt getrunken. Vor ihren Augen erstand eine Welt voll Größe, die gleichsam aus dem Nichts sich aufbaute zum Heile Tausender von Menschen. Wohl zertrat die neue Zeit rücksichtslos die raumende Poesie der dunklen Wälder — aber ihr warmes, helles Licht verschlang auch alles, was düster und unklar war. Leben — vorwärts streben — nicht engherzig beiseite stehen — wo andere bauten! War es ihr auch verwehrt nach Männerart zu schaffen, nun, für die redlich strebende Frau wird sich schon ein Plätzchen finden, auf dem sie wirken kann im Dienste der Allgemeinheit!

Nicht ganz so klar war ihr Denken, aber doch so ähnlich. Wie das Samenkorn, das in fruchtbarem Erdreich lange verborgen bleibt, und sich endlich doch durchringt zum Licht, so wuchs auch in Eva die Erkenntnis, daß es außerhalb des engen Rahmens ihres Seins ein kräftig pulsierendes Leben gab, in

dem aller Trübsinn, aller Schmerz versinken mußte, wenn sie nur stark und mutig blieb. Und sie wollte es bleiben. —

Niederzwingen alles, was schwächlich in ihr war, begraben, was häßlich in ihre junge Liebe getreten; vergessen alles, was das Bild des geliebten Mannes trüben konnte.

Nur die Erinnerung an die seligen Stunden, die sie mit Franz verlebt, wollte sie pflegen. Die wollte sie lebendig halten, zu ihr einkehren in stillen Feierstunden.

Sie wuchs förmlich in solchem Denken, in ihre Augen trat der Glanz, den Begeisterung verleiht, ihre Wangen glühten.

Der alte, weißhaarige Bergmeister, der längst schon in den interessierten Augen Ewas gelesen hatte, was ihre Seele so machtvoll bewegte, nickte ihr wohlwollend zu. Väterlich tätschelte er ihre runde Wange. „Ja, ja Kindchen, schau zu, daß der Vogel flügge wird! Ist jammer schade um so junges Blut. Raus aus der Enge hier — — — mußt ja versauern und vertrauern mit all' Deiner blühenden Jugend.“

Sie lächelte nur — fühlte sich auf einmal so stark, fand keinen Groll gegen Franz. Hatte sie ihm nicht unendlich viel zu danken? Er hatte sie gelehrt die Augen zu öffnen und den Reichtum zu sehen, den die Welt noch für sie übrig hatte. — — — — —

In der Schenke, in der die Bergleute an den Sonnabenden einen Teil ihrer sauer verdienten Lohnung vertranken, war Freibier aufgelegt. Alles drängte sich zum Faß. Man ließ den Jubilar hochleben, geriet in die fröhlichste Stimmung. Es blieb nicht beim Bier. Auch der Schnaps trat in sein Recht. Eine dunstige von Rauch, Schweiß und Fuseldampf durchtränkte Atmosphäre. Auf den Bänken saßen die Weiber; Kinder hingen an ihren Schürzenfalten, Kinder lagen an ihrer Brust, in ihren Armen. Sie tranken Bier aus dem Fasse, das nichts kostete und aßen Würstel und Semmel wie zum Geburtstag des gnädigen Herrn Fürsten. — Dabei ging ihr Mundwerk bald leis bald laut, je nach dem Stoffe ihrer Rede.

Als Jaschu eintrat, reckten alle die Hälse. Er kam von der Schicht, roch nach Del, nach Ocker, nach Pulver und Kohl. Gierig stürzte er das kalte Bier hinunter, trank seinen Fusel dazwischen, bis ihn die Stirn schweißig, die Augen blöde, der Kopf schwer wurde.

In einer Ecke saß er, ganz allein, und stierte mit gläsernen Augen auf Franz, der den Wirt am Bierfaß machte. Dann wieder ließ er den Kopf hängen und versank in tiefes Brüten.

Die Frauen stießen sich an, lachten, tuschelten unter einander. Ein derbes, frech schauendes Weib fragte ihn boshaft: Was denn der Günter immer bei seinem Weibe suche!?

Da fuhr er wild auf — er fühlte wie das Blut ihm zum Kopfe drang. „Der Günter, der Hacher, der...“ Er spuckte aus und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen. Seine Augen rollten.

Die Weiber drängten sich erschrocken von ihm weg. Mit geballter Faust stand er da — — Es schien, als wolle er sich auf den ersten besten Menschen stürzen, der ihm im Wege stand — — aber er sank taumelnd auf die Bank zurück.

In seinem Kopfe begann ein wildes Kreisen. „Der Günter bei seinem Weibe ... ha ... der Halunke, der Schuft, er soll nur ... soll ihm nur kommen“

Plötzlich sprang er auf und sah mit wilden Blicken um sich. Franz ... wo war er ...?

Der Platz am Bierfaß war durch einen andern besetzt.

Glühend packte ihn die Eifersucht, peitschte sein erregtes Blut zum Schäumen auf, trieb ihn hinaus aus dem Menschengewühl in die Dämmerung des aufziehenden Abends.

Ein Frühlingssturm hatte sich erhoben. Er rauschte in den Wipfeln der Bäume, zerrte an ihrem Leben, daß sie bis zur Wurzel erbeben — die Erde lockerte sich — trat in britten Rissen auseinander; hier, dort splitterte ein Stamm, krachend fiel er zu Boden.

Am Himmel fahles Grün und dunkle schwarze Wolken. Mühselig kämpfte Jaschu gegen den Sturm — fuchtelte mit seiner Reilhau wie gegen einen unsichtbaren Feind.

„Komm nur Du Hacher, Du Hundsfott, Gottverdammter — erwürgen tu ich Dich ... Du ...“ plötzlich blieb er stehen — sein Ohr hatte durch das Heulen des Windes einen raschen Schritt vernommen — es war dunkel, aber seine Augen erkannten doch den gehafteten Feind.

Rasch kam der näher — von seinem Hause kam er. Vielleicht noch warm von den Liebkosungen seines Weibes ... Maßlose Wut packte Jaschu — fester umspannten seine Hände die Reilhau, als säßen sie am Halse seines Feindes.

„Hund verfluchter ... ich will Dir zeigen ... ja ...“ heulend verschlang der Sturm sein wüstes Fluchen. — — —

Vor der Tür des Steigerhauses stand Eva. Sie schante dem Wagen nach, der die letzten Gäste fortgeführt. Nach Norden rollte er; hinter ihm wälzte sich der Sturm in grauen Staubwolken.

„Ein böses Wetter,“ sagte Leonhart, der zu ihr hinausgetreten war. Müde, abgespannt von den Aufregungen und der Unruhe des Tages, lehnte er am Pfosten der Laube.

Da rannte jemand an ihnen vorbei, in atemloser Hast. Nicht rechts, nicht links sah er.

„Der Biotel,“ rief Eva, den jungen Häuer erkennend, „was er nur hat?“

„Schaut aus wie Rein, als er den Abel erschlagen hatte,“ meinte Leonhart lachend. „Ich glaube, dem ist das Jubiläumsbier nicht sonderlich bekommen.“

„Hör nur den Sturm Vater — wie die wilde Jagd.“

„Ja,“ gab Leonhart zu, „das Wetter ist schlimm — hab' lange nichts ähnliches erlebt. Komm nur —“ Er zog Eva ins Haus.

Sie schlief in dieser Nacht nicht viel. Alles, was sie heut bewegt, lebte noch einmal auf in ihrem Geiste. Sie dachte an

ihre Zukunft — überlegte, wie diese sich gestalten werde ... Der Vater wird Augen machen ... aber sie wollte keinen Mann der eine andere liebt — nein ... lieben ... Wie das pfliff und rauschte draußen! Wie es an Fenstern und Türen rüttelte, toste und ächzte ... wie das Gewimmer von Sterbenden.

Furchtsam steckte sie den Kopf unter das Deckbett.

Gegen morgen legte sich der Sturm urplötzlich. Eva erwachte aus einem unruhigen kurzen Schlaf und rieb sich verwundert die Augen. So hell schon? Und sie noch im Bett! „Faullenzer ich,“ schalt sie sich selbst und sprang mit beiden Füßen zugleich rasch aus dem Bette. Im Hause war es ganz still — der Vater also schon weg.

Es gab von gestern noch viel zu tun. Sie hatte sich eine Frau zur Hilfe bestellt. Die mußte eigentlich schon da sein! Sie sah nach der Uhr — sieben war es vorüber. Ein leichter Merger über die Unpünktlichkeit der Frau stieg in ihr auf.

Sie ging vor das Haus, um Umschau zu halten, stand und — — träumte, wachte sie? Frei konnte das Auge schweifen bis hinüber in die Hüttengegend, die den Himmel mit ständigem Essenfeuern rötlich färbte. Die lebende Mauer die bisher den Blick gehemmt war fort — — gebrochen, entwurzelt lagen die stolzen Riesen des Waldes, hingemäht vom Sturm wie ein verhageltes Kornfeld! Windbruch. — Die Leute liefen herbei, standen und schlugen die Hände staunend zusammen.

Das war ein Köpfschütteln, ein Gestikulieren, wirres Durcheinanderreden! Fast sah es aus, als gälte das nicht allein dem vernichteten Walde — als sei da noch etwas ganz besonderes, das die Gemüter aufs Heftigste erregte. Eine lebhafteste Neugier erwachte in Eva — sie ging ins Haus, ein Tuch zu holen. In demselben Augenblicke kam ihr Vater herbei, sein Gesicht war blaß, die Augen blickten erschrocken.

Da hatte Eva das Empfinden, als griffe eine kalte Hand nach ihrem Herzen. Sie sah den Vater ängstlich an — er wich ihren Blicken scheu aus.

„Windbruch hat's gegeben heut Nacht!“ sagte er, und hing die Grubenlampe an ihren Platz. „Kein Baum ist im Schlage 180 stehen geblieben, riß, raß, alles wegrasiert“.

Schwer ließ er sich in einen Sessel fallen. Eva sah ihn an und — — wartete. Sie kannte den Vater, wußte, daß er etwas zu melden hatte, das sie, sie ganz allein treffen mußte. Sie wollte fragen, aber ihr Hals zog sich trocken zusammen; ein gequälter Ausdruck trat in ihre Augen, sie lehnte sich schwer an die Kante des Tisches, als brauche sie eine Stütze.

„Es nützt ja doch nichts — du mußt's ja doch erfahren,“ fing Leonhart nach kurzem Schweigen an, ohne den Blick zu heben.

„Erschlagen hat's heut einen, im Windbruch hat man ihn gefunden.“

„Franz!“ sie schrie es gellend heraus. Der Vater nickte nur. Da sank sie zusammen — weinte wild und leidenschaftlich wie nie zuvor im Leben.

Noch lastete die Aufregung über das Unglück Ginters auf den Gemüthern des kleinen Ortes. Seine Eltern waren gekommen, seine Freunde weinten an seiner Bahre. Der Tod, dieser mächtigste Beherrscher der Welt hatte einen dicken Strich gezogen, durch die Irrungen eines heißen, schwachen Herzens. Nur Mitleid folgte ihm in die Gruft, Versöhnung und — — — Reue. Ja auch Reue. Jedes harte Wort das ihn verurteilt, jeder heftige Gedanke, der sich wider ihn gefehrt, brannte wie Feuer in Evas Seele. Und was ihr das Leben geraubt, der Tod gab ihr's zurück.

Ihr gehörten die letzten Reste des Verunglückten; ihr wurde das Grab, das man ihm grub. Sie trug Trauer um ihn wie eine Witwe.

In ihrem Leid wurde sie egoistisch. Sie kümmerte sich nicht um die andere Welt. Ihr war alles so gleich, was außerhalb mit dem Toten stand. So blieb es ihr verborgen, daß jener furchtbare Tag noch ein zweites Opfer gefordert hatte.

In der Grube hatte man Piolet gefunden. Beim Rauben war er verunglückt.

Beim Rauben? Man schüttelte die Köpfe. Der Jaschu war immer ein geschickter Arbeiter gewesen.

„Muß ihn rein der Teufel geritten haben, im Rausch in die Grube zu gehen!

Ja — ja — der Skarbnik ... Man mag da sagen, was man wolle! Beim Widel hat er einen, eh man es sich versieht.

„Die arme Frau! So ein Unglück!“ Man lief zu ihr in Scharen; sie zu trösten, ihr Hilfe zu bringen. Sie ließ niemanden ein. Die Thür band sie mit Stricken zu, weil der hölzerne Riegel so leicht nachgab. Das Fenster verhing sie mit dem alten Grubenkoller ihres Mannes.

In einem Stuhle saß sie, dumpf vor sich hinstarrend, oder jäh aufspringend, wenn irgend ein Geräusch sie traf. Dann preßte sie die Hände vor die Brust und biß sich die Lippen blutig im fassungslosen Schmerz.

„Die Lippen die ..., Herrgott wenn's Sünde war, warum hast Du mir die Lust ins Blut gelegt,“ schrie sie verzweifelt; und schlug sich vor die Stirn, raufte ihr Haar, stöhnte wie ein sterbendes Tier.

„Sie hat kein Herz,“ sagten die Leute, die vergeblich an ihre Thür geklopft. „Fremdes Blut.“ Man mied das kleine Haus im Walde.

Seite an Seite wurden die beiden Toten begraben. Auf den kleinen Totkirchhof im Walde. Niemand suchte nach einer andern Todesursache bei Franz, als der Zufall sie gegeben. Hatte man ihn doch im Windbruch gefunden, unter den zerfesselten Bäumen.

Nur Julik murmelte manchmal ganz erschreckt vor sich hin:

„Die Keilhaue ja die Keilhaue“ Dann zuckte Christa jäh zusammen und ihre Augen wurden finster.

Im März war's. Nach sonniger Frühlingstäuschung, machte sich noch einmal der Winter breit mit Frost und Schnee; weicher, flockiger Schnee, der nur lose liegen blieb.

Eva war in der Küche damit beschäftigt, Geschirr in große Körbe zu packen. Im April schon sollte sie mit dem Vater Ludwigsglück verlassen. Vorläufig wollten sie in der nächsten Stadt Wohnung nehmen, dann erst wollte sie ihrem Plane näher treten und etwas lernen, was ihrer Zukunft Sicherheit, ihr selber Frieden bringen sollte. Sie sah sehr vergrämt aus, trug noch Trauerkleider, aber es lag doch wieder das alte, gütige Lächeln um ihren blassen Mund. Sie zwang sich dazu um des Vaters willen, sprach auch nie von Günters Tod. Allein wollte sie mit ihrem Schmerze fertig werden.

Während sie vor dem großen Korbe kniete und die Lücken der einzelnen Packstücke mit Papierballen ausfüllte, trat nach kurzem Klopfen die alte Botenfrau ein.

„Kalt ist's — noch immer kalt!“ klagte die Alte, hauchte ihre Finger an und stellte ihren Warenkorb auf die Küchenbank.

Eva hatte sich aus ihrer knieenden Stellung erhoben und holte aus der Ofenröhre einen Topf mit Kaffee.

Da wurde die alte Petruschka gesprächig, erzählte dies und das. Vom Häuer Gliva, der neulich seiner Frau das warme Brot aus dem Ofen gezogen hatte, um es für Schnaps einzutauschen, und von Christa Piotek, die in der Nacht ein Kind in der „Kanne“ gefunden. „Ganz allein war sie!“

Eva sah überrascht und ungläubig auf. „Irrt Ihr Euch auch nicht Petruschka?“ fragte sie.

„Nein, nein, es ist schon so,“ sagte die Alte und blies in den Kaffee, der ihr zu heiß war. „Ein bißchen früh ist es wohl,“ fuhr sie eifrig fort, „aber ...“

Eva unterbrach sie; sie mochte von der Frau nichts weiter hören — es bäumte sich etwas in ihr dagegen auf, mit Fremden von Christa zu reden. Noch war ihr Herz voll bittren Schmerzes.

Als sie wieder allein war sann sie über das gehörte lange nach. Ihr Gesicht überzog sich mit feiner Röte, die Glieder

waren ihr schwer geworden. „Ein Kind — — — und sie war allein!“ Da siegte die Güte in ihr. Sie hing sich ein Tuch um und ging die junge Wöchnerin zu besuchen.

Ihr letzter Gang vielleicht in dem heimatlichen Walde. Mit Wehmut dachte sie es. Eine Reihe von Erinnerungen durchflutete ihre Seele; auch jener Tag wurde ihr lebendig, da sie mit Christa das erste mal den Weg gegangen war und Franz des Weges kam.

Franz — überall trat er ihr entgegen. So frisch, so fest, so lieb! Sie biß die Zähne zusammen. Tapfer sein — es ist ja doch alles andere umsonst.

Überall lag Schnee. Weicher, flackiger Märzschnee. Sie lächelte in dem Gedanken, daß sie ihn sonst gesammelt, um alten Brauch zu folgen, sich damit zu waschen, damit ihr Teint frisch und rosig bleibe.

So wechselten trübe und heitere Gedanken in ihr. Als sie Christas armselige Hütte erreichte, griff noch einmal der Schmerz mit scharfen Krallen nach ihrem Herzen. Es schien ihr unmöglich der Zerstörerin ihres Glückes freundlich ins Auge zu schauen. Aber sie zwang allen Groll und alle Bitterkeit nieder — vielleicht auch half ihr eine unerklärliche Sehnsucht zu vergessen und zu vergeben.

Christa hatte ein Kind — die alte Petruschka hatte es gesagt. Das Kind wollte sie sehen — das Kind zog sie mit starker Macht.

Leise klinkte sie die Thür auf. Dumpfe Luft schlug ihr entgegen. Christa lag im Bett, als sie Eva erkannte schluchzte sie laut auf und drehte das Gesicht zur Wand.

Eva sprach lieb und freundlich zu ihr — da sah Christa lange in das milde Gesicht Evas — es ging wie Erleichterung durch ihre Züge — in ihren Augen trat ein glückliches Lächeln und auf ein fest geschnürtes Bettenbündel weisend, das neben ihr lag, sagte sie mit dem ganzen Stolz der jungen Mutter: „Ein Junge ist!“

Ein Junge! — tief neigte sich Eva über das winzige Menschlein, das die Neuglein noch ohne Ausdruck auf sie richtete;

schüchtern küßte sie es auf die Stirn. Wie sie Christa beneidete! Auch jetzt noch War sie nicht glücklich vor vielen! Ein Kind — sein Kind — es wird wachsen, gedeihen und ... „laß mich ihm Batin sein Christa ja?“

Die andere nickte nur. „Joseph soll er heißen — und Bergmann werden wie der Vater,“ sagte sie dann. Dabei wurde sie glühendrot und schlug die Augen nieder.

Wenige Tage später verließ im Morgengrauen Leonhart mit seiner Tochter die alte Heimat für immer. Auf der breiten Landstraße fuhren sie, vorbei am Windbruch. Hier sah es noch wüßt aus, wie auf einem Schlachtfelde, Trümmer, wohin der Blick fiel. Aber dazwischen schon das fortschreitende Leben. Die Säge kreischte, die Art widerhallte, rührige Hände schichteten die Klaster, Händler krochen zwischen den Baumstämmen herum und zwischen dem toten Holze sproß und keimte ein lang verborgener Same mit solcher Hast, als habe er nur auf den Platz gewartet, den ihm die Großen da verdunkelt. Den Platz an der Sonne.

Aus sichtbarer Ferne erscholl der Lärm der Arbeit, die dem vergessenen Erdenwinkel die Tore öffnete zum Eintritt einer neuen lebendigen Zeit.

Es lag etwas Gehobenes in dem Gedanken, etwas Starkes, Emportragendes, das Eva leichter über die Trennung von der Heimat half, als sie geahnt.

Sie merkte es gar nicht, wie zusammengesunken ihr Vater dasaß, wie umflort die alten Augen waren, die sich in die fliehenden Nebel bohrten.

Hinter der Maute kam ihnen ein Trupp Arbeiter entgegen. Lustige Burschen. Sorglos zogen sie hin. Scherz und Lieder auf der jungen Lippe, Schippe und anderes Arbeitszeug auf dem verstaubten Rücken. Mit frohem „Glück auf!“ zogen sie vorüber.

„Das sind Arbeiter für den neuen Schacht,“ sagte Leonhart leise. „Paß auf Kind, in zehn Jahren ist uns die Heimat fremd!“

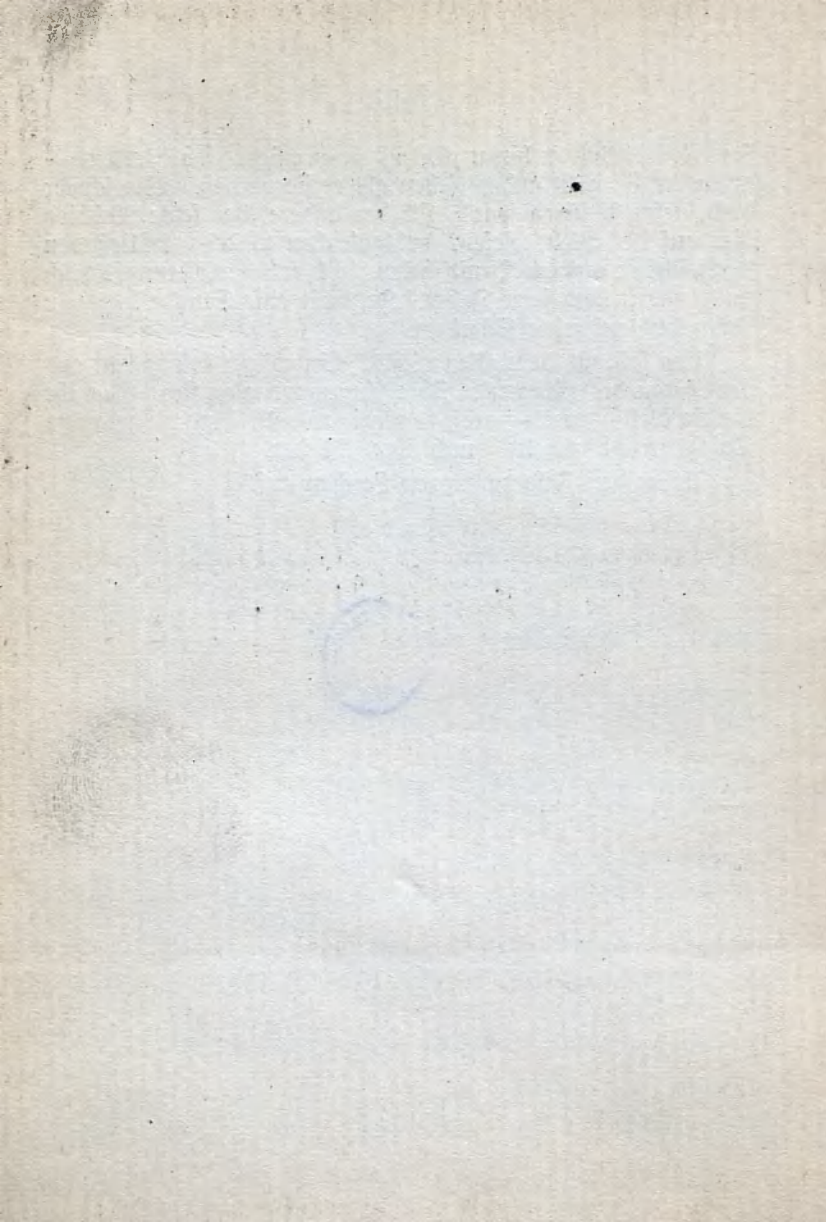
Im Geiste setzte er hinzu „Ob ich sie je wieder seh!“ Nein — er wollte sie nicht anders sehen als er sie verließ. Wie schwer doch dieser Abschied war! Ob der andere, der letzte Abschied hier auf der Welt, diesem wohl gleichen wird? Er ließ den Kopf schwer auf die Brust sinken. Mit sah der Mann plötzlich aus — weit über seine Jahre. Ja, diese eine Stunde legte ein Jahrzehnt auf seine Schultern.

Eva sah von dem allen nichts. Ein rosiger Glanz trat aus dem Grau des Morgens. Ihre Augen weiteten sich. Vor ihr lag die Welt — weit — groß — geheimnißvoll. Eine nie gekannte Daseinsfreude rieselte durch ihre Glieder.

Ueber den Feldern stiegen Berchen auf.

E n d e.











Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000981850



I 700053

SL

S